



Version 5. 1. 2013 (1. Version 9. 11. 2008)

<http://www.fheh.org/images/fheh/material/metaphspinn-v01.pdf>

Lutz Danneberg

Probleme der Verknüpfung von Metaphern

Oder:

Was haben Bacons, Humboldts und Nietzsches Spinnen miteinander

zu tun?

Mit einem Exkurs zur *Wachsnase*.

- I.1. Einleitung: intelligente Kleintiere**
- I.2. Bacon: Spinne, Ameise, Biene**
- I.3. Humboldt: Aus-sich-selbst-spinnen, nun aber positiv**
- I.4. Nietzsche: Spinne als „Baugenie“**
- II. Analytisches und methodologisches Intermezzo**
- III. Nietzsche erneut: Die Biene₁- und Biene₂-Verbundmetapher als kohärent**
- IV. metaphorologischer Ausblick und Kritik**
- V. Das Aussichselbsterzeugen in dreifachen Ausfaltung als präsender Gedanke im 19. Jahrhundert *unabhängig* von der Spinnenmetaphorik**

Exkurs: Wachsrose

- weder Wachs-Metapher noch Nasen-Metapher noch Schrift-Metapher

I.1 Einleitung: intelligente Kleintiere

Bekannt ist die geradezu eklektische Auffassung, die in Ciceros Beispiel von Zeuxis Ausdruck findet - ein Künstler, der ein Bild Helenas schaffen will, dem aber kein einziges hinreichendes Modell gegeben ist und sich daher von fünf Modellen (*virgines formosissimas*) inspirieren lässt.¹ Das, was sich hier *in nuce* zeigt, dass Zeuxis in seiner *eligendi potestas* sowie mit seinem *iudicium pulchritudinis* nicht nur eine Auswahl vollzieht, dabei zwar aus Vorhandenem, gleichwohl etwas kreativ formt, ist das ‚Problem‘, woran sich beides bemisst. Wohl noch größeres Gewicht kommt einem anderen Bild im 84. Brief Senecas (4 v. Chr. - 65 n. Chr.) aus seinen *Epistulae ad Lucilium* zu. Hier findet sich eine Metapher der Aufnahme des Fremden und seiner Verwandlung in Eigenes. Aufgenommen und umgestaltet in den *Saturnalia* (sat 1, praef. 5-8) des Macrobius (um 400), im *Policraticus* des Johannes von Salisbury (1115/20-1180) und in der *Epistola 92* der so erfolgreichen Briefsammlung des Petrus von Blois (Blesenius um 1130/35-1211/12),² wo er sich gegenüber Plagiatsvorwürfen wehrt, entfaltet das Bienengleichnis seine Wirkung über die Jahrhunderte.³ Bei Petrarca (1304-1374) beispielsweise – dem ‚Vater‘ der humanis-

¹ Vgl. Cicero, *De inv.*, II, 1, 1-3. – Zu dem Motiv die Hinweise bei François Leclerc, *La Chimère de Zeuxis: Portrait poétique et protrait peint en France et en Italie à la Renaissance*. Tübingen 1987, auch Alfons Reckermann, „Amor mutuus“. Annibale Carraccis Galleria-Farnese-Fresken und das Bild-Denken der Renaissance. Köln 1991, insb. S. 166ff. Vgl. ferner Alain Michel, *Cicéron et les sectes philosophiques. Sens et valeur de l'éclectisme académique*. In: *Eos* 57 (1967/68), S. 104-116.

² Hierzu auch Rolf Köhn, *Autobiographie und Selbststilisierung in Briefsammlungen des lateinischen Mittelalters: Peter von Blois und Francesco Petrarca*. In: J. A. Aertsens und A. Speer (Hg.), *Individuum und Individualität im Mittelalter*. Berlin/New York 1996, S. 683-703.

³ Hierzu u.a. Jürgen von Stackelberg, *Das Bienengleichnis. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Imitatio*. In: *Romanische Forschungen* 68 (1956), S. 271-293, Jan W. Waszink, *Biene und Honig als Symbol des Dichters und der Dichtung der griechisch-*

tischen *imitatio*-Theorie⁴ – sind die autoritativen Passagen präsent, wenn er unter anderem auffordert, so zu schreiben, wie die Bienen Honig machten, so dass aus Vielem und Verschiedenem Eines werde, und zwar etwas Anderes und Besseres;⁵ auf diese Stelle wird noch zurückzukommen sein. Das Zusammentragen der Bienen, ohne etwas zu verschmutzen oder zu zerstören, kann sie wie bei Clemens von Alexandrien (bis ca. 215) auch zur Metapher für die Wahrheit werden lassen.⁶ In der

römischen Antike. Düsseldorf 1974, mit dem Hinweis auf die Neuheit des senecanischen Bienenvergleichs, Thomas M. Greene, *The Light in Troy: Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven 1982, S. 72-80, A. Setaioli, *Seneca et lo stile*. In: ANRW II, 32, 2 (1985), S. 776-858, insb. S. 850-853, Michael Albrecht, *Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart – Bad Cannstatt 1994, insb. S. 52-56, Dina de Rentiis, *Der Beitrag der Bienen. Überlegungen zum Bienengleichnis bei Seneca und Macrobius*. In: *Rheinisches Museum für Philologie N.F.* 141 (1998), S. 30-44, Ead., *Zum Rückgriff auf Grundprinzipien der klassisch-römischen *imitatio auctorum* im 12. und 13. Jahrhundert*. In: *Das Mittelalter 2/* (1997), S. 83-92 sowie Ead., *Für eine neue Geschichte der Nachahmungskategorie: *Imitatio morum* und *lectio auctorum* in ‚Policraticus‘ VII, 10*. In: Ursula Schaefer (Hg.), *Artes im Mittelalter*. Berlin 1998, S. 161-173; zur „Bienenarbeit“ vor allem Christian Gnilka, *XPΗΣΙΣ Die Methode der Kirchenväter im Umgang mit der antiken Kultur. I. Der Begriff des „rechten Gebrauchs“*. Basel/Stuttgart 1984, S. 102-133, Manfred Misch, *Apis est animal – apis est ecclesia. Ein Beitrag zum Verhältnis von Naturkunde und Theologie in spätantiker und mittelalterlicher Literatur*. Bern 1974, Elisabeth Wimmer, *Biene und Honig in der Bildersprache der lateinischen Kirchenschriftsteller*. Wien 1993, sowie Juliusz Domanski, *Bienen-Metapher und Mythologiekritik in der Renaissance*. In: Bodo Guthmüller und Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Renaissancekultur und antike Mythologie*. Tübingen 1999, S. 1-14; zum Hintergrund auch Hermann Usener, *Milch und Hönig*. In: *Rheinisches Museum für Philologie N.F.* 57 (1902), S. 177-195.

⁴ Hierzu auch den nicht immer unproblematischen Forschungsüberblick bei Dina de Rentiis, *Die Zeit der Nachfolge. Zur Interdependenz von ‚imitatio Christi‘ und ‚imitatio auctorum‘ im 12.-16. Jahrhundert*. Tübingen 1996, S. 3-31, ferner N. Kaminski, [Art.] *imitatio*. In: Gert Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. III. Tübingen 1994, Sp. 235-285, sowie Barbara Bauer, [Art.] *Aemulatio*. In: ebd. Bd. I. Tübingen 1992, Sp. 141-187.

⁵ Vgl. Petrarca, *Le Familiari* [verf. bis 1365, postum zw. 1492 und 1501]. Edizione critica per cura di Vittorio Rossi. Bd. I: *Introduzione e libri I-IV*. Firenze 1968 (ND der Edition von 1933), I, 8 (S. 44). – Zum Hintergrund auch Thomas Greene, *Petrarch and the Humanistic Hermeneutic*. In: Giose Rimaneli und Kenneth John Atchity (Hg.), *Italian Literature: Roots and Branches*. New Haven 1976, S. 201-224.

⁶ Hierzu Tomasz I. Klibengajtis, „Die Wahrheit ist wie eine Biene“. Die Wahrheitsmetaphorik des Clemens von Alexandrien. In: *Ephemerides Theologicae Lovanienses* 80

Antike war die Reinheit der Biene geradezu sprichwörtlich.⁷ Vor allem scheint die Bienen-Metapher der Betonung der geistigen Eigenständigkeit bei der Aufnahme der Alten zu dienen, und nicht selten versucht man, übergreifend an den Verwendungsvarianten dieser Metapher Wandlungen bei den epochen-spezifischen *imitatio*-Auffassungen abzulesen.⁸

Neben den Bienen sind es die Ameisen⁹ sowie die Spinnen: Bei allen drei (gelegentlich auch bei der Schwalbe¹⁰) wird ihr Fleiß hervorgehoben,¹¹ ihre

(2004), S. 60-75, zur Biene dort S. 66-67; zu weiteren Verwendung u.a. Arthur Bernard Cook, *The Bee in Greek Mythology*. In: *Journal of Hellenic Studies* 15 (1895), S. 1-24.

⁷ Hierzu auch die Hinweise bei E. Kerr Borthwick, *Bee Imagery in Plutarch*. In: *The Classical Quarterly* N.S. 41 (1991), S. 560-562.

⁸ Zur weiteren Aspekten der Bienen-Metaphorik Gualterus Robert-Tornow, *De apium mellisque apud veteres significatione et symbolica et mythologica*. Berlin 1893, Arthur Bernard Cook, *The Bee in Greek Mythology*. In: *The Journal of Hellenic Studies* 15 (1895), S. 1-24.

⁹ Zur Ameise bereits *Spr.* 6,6: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne!“ – Nur erwähnt sei der *Ameisenlöwe*, der aus der Übersetzung eines relativ ungebrauchlichen hebräischen Ausdrucks (*layish*) in der Septuaginta (*Hiob* 4, 11) mit *μυσμηκολέων* (als synonym mit *σκύμνος λέοντος*) entstanden ist und Karriere gemacht hat – die Vulgata übersetzt mit *tigris*, hierzu u.a. G. C. Druce, *An Account of the Μυσμηκολέων* or Ant-lion. In: *The Antiquaries Journal* 3 (1923), S. 347-364, sowie Mia I. Gerhardt, *The Ant-lion*. In: *Vivarium* 3 (1965), S. 1-23, ferner Maria Pia Ciccarese, *Il formicaleone, il Fisiologo e l'esegesi allegorica di Gb 4, 11*. In: *Annali di storia dell'esegesi* 11 (1994), S. 545-569. Wenig ergiebig für die hier verfolgten Fragen I. Aharoni, *On Some Animals Mentioned in the Bible*. In: *Osiris* 5 (1938), S. 461-478.

¹⁰ Zum *gemeinsamen* Auftreten dieser vier Tiere – bei der Schwalbe ist es vor allem ihr Nestbau – Sherwood Owen Dickerman, *Some Stock Illustrations of Animal Intelligence in Greek Psychology*. In: *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* 42 (1911), S. 123-130. – Weder Ameise, noch Biene oder gar Spinne finden sich erwähnt bei Otto Keller, *Thiere des classischen Alterthums*. Innsbruck 1887; Biene und Spinne finden sich allerdings bei Ian C. Beavis, *Insects and Other Invertebrates in Classical Antiquity*. Exeter 1988.

¹¹ Vgl. Aristoteles, *Hist animal*, 622^b23, oder Id., *Phys*, II, 8 (199^a22ff); auch Cicero, *De nat deo*, II, 123, Übersetzung Ursula Blank-Sangmeister: „Manche [scil. Tiere] verfügen auch über eine bestimmte Geschicklichkeit und über technische Fertigkeiten; so weben bei den kleinen Spinnen die einen gleichsam ein Netz, um das, was sich darin verfängt, zu töten, andere hingegen liegen unbemerkt auf der Lauer, und wenn etwas in die Nähe kommt, packen sie es und fressen es auf.“

Kunstfertigkeit, ihre Geschicklichkeit, vor allem bewundert man das Spinnennetz, nicht zuletzt wegen seiner Symmetrie und die Spinne als exzellenten Baumeister. Die Biene erscheint aufgrund der Regelmäßigkeit als Geometer.¹²

Ebenso werden die Bienen wegen der Regelmäßigkeit der Anordnung der Zellen (aber Biene und Ameise auch für Arbeitsteilung und monarchische Regierungsform) bewundert. Negativ ist mitunter das Einfangen konnotiert, obwohl es unverletzend im Unterschied zu anderen Jagdmitteln geschieht. Bei Gregor den Großen (ca. 540-604) steht das Spinnennetz für das Einfangen desjenigen, der die Kontemplation zwar liebt, aber angesichts des Lebens in der Welt mit seinen falschen Gütern, die ihn gleichsam wie ein Spinnennetz auffangen, wenn er nur wie eine Fliege die Kontemplation betreibt, aber nicht wie ein Adler, der das Spinnennetz zerreißt.¹³

Gregor versichert sich, wie andere auch, dabei der Heiligen Schrift, nämlich *Jesaja*, 59, 5/6: „Sie brüten Schlangeneier aus und weben Spinnweben. Wer von ihren Eiern isst, muß sterben; zertritt sie aber jemand, so fährt eine Otter heraus. Ihr Gewebe taugt nicht zur Bekleidung, und mit dem, was sie erzeugen, kann man sich nicht bedecken; denn ihre Werke sind Unheilswerke, und Gewalttat ist in ihren Händen.“

Betont wird zudem die ‚Intelligenz‘ (verständlich, *φρόνιμα*) solcher Tiere, ohne dass man ihnen in der Regel zugesteht, dass sie lernen könnten (*μανθάνειν*).¹⁴ Dem

¹² Vgl. Pappos V, 1, ed. Hultsch, S. 304-308. Bei Claudius Aelianus (um 170 – nach 222), *De natura animalium*, I, 11, (ed. Hercher, Leipzig 1864–1866; unveränderter Nachdruck Graz 1971), finden sich zur Charakterisierung der Ausdruck *τεχνέστεραι*, Drohnen hingegen seien *ἀτεχνοὶ περὶ τὴν ἐργασίαν* (I, 10); auch hier wird den Bienen geometrische Fähigkeiten zugesprochen: *ἀνευ τέχνης τε καὶ κανόνων καὶ διαβήτου* (V, 13). Augustin ruft aus: „O vere artificiosa apis Dei, nonstruens favos divini nectaris pleno [...]“ in *Ep.* 109, 1 (*PL* 33, Sp. 121-472, hier Sp. 418). Vgl. auch Basilius der Große (von Caesarea): *Homiliae IX in Hexaemeron* [378] (*PG* 29), Sp. 3-208) hom. VII, 4 (Sp. 173).

¹³ Vgl. Gregor der Große, *Moralium Libri, Sive Expositio in Librum B. Job* [595], XV, (*PL* 75, Sp. 509-1162, hier Sp. 1090).

¹⁴ Aristoteles, *Metaph.*, 980^a23. – Neben Sh. O. Dickermann, *Some Stock Illustrations of Animal Intelligence* [De sens. 25]. In: *Transactions of the American Philological Association* 42 (1911), S. 123-130, Max Pohlenz, *Tierische und menschliche Intelligenz bei*

Rebhuhn wird durchweg die Fähigkeit der Täuschung zugeschrieben.¹⁵ Ihnen wird generell eine ‚zur Sinnlichkeit gehörende Vorstellung‘ attestiert, freilich komme nicht allen Tieren *phantasia* zu: Den Ameisen und den Bienen, doch nicht dem Wurm.¹⁶ Die Tiere allerdings, die sich zu erinnern vermögen und die auf akustische Phänomene reagieren, könnten auch unterrichtet werden¹⁷ – Aristoteles denkt vermutlich an lautliche Verständigungsmittel im Umgang mit Jungtieren. Gleichwohl seien die Ameisen, Bienen,¹⁸ aber auch Spinnen geschickter als andere Tiere, ja man gesteht ihnen eine Art von *sollertia*, *σοφία* zu.¹⁹ Aristoteles spricht oft davon, dass in dieser Hinsicht Unterschiede zwischen den Tieren bestehen, ihnen selbst dabei aber auch Grenzen gezogen seien: Zwar könnten sie das Allgemeine (und nicht nur Singuläre) erfassen, doch seien sie weder fähig zur (begrifflichen) Überlegung (*λογισμός*) noch zu Schlussfolgerungen (*σψλλογιζεσδαι*)²⁰ und (damit) nicht zur

Poseidonios. In: *Hermes* 76 (1941), S. 1-13, und Eve Browning Cole, Theophrastus and Aristotle on Animal Intelligence. In: William W. Fortenbaugh und Dimitri Gutas (Hg.), *Theophrastus: His Psychological, Doxographical, and Scientific Writings*. New Brunswick/London 1992, S. 44-62, vor allem Urs Dierauer, *Das Verhältnis von Mensch und Tier im griechisch-römischen Denken*. In: Paul Münch (Hg.), *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*. Paderborn 1998, S. 37-85, sowie Id., *Tier und Mensch im Denken der Antike. Studien zur Tierpsychologie, Anthropologie und Ethik*. Amsterdam 1977, insb. S. 100-161 (zu Aristoteles).

¹⁵ Vgl. Philo, *De Animalibus*, 35, ferner John William White, *The Scholia on the Aves of Aristophanes. With an Introduction on the Origin, Development, Transmission, and Extant Sources of the Old Commentary on His Comedies*. Boston 1914 (ND Hildesheim/-New York 1974), S. 146.

¹⁶ Vgl. Aristoteles, *De anima*, III, 3 (428^a9-11).

¹⁷ Vgl. Aristoteles, *Metaph*, 980^a27-^b28. – Thomas von Aquin, *In duodecim libros Metaphysicam Aristotelis exposition* [1269-72], I, 1, 15, äußert sich zurückhalten, und spricht den Tieren generell die *ratio particularis* ab.

¹⁸ Vgl. Aristoteles, *Part animal*, 648^a2-11 und 650^b18-27.

¹⁹ Vgl. Aristoteles, *Hist animal*, 588^a17-^b3, 622^b23, sowie 623^a7.

²⁰ Vgl. u.a. Aristoteles, *De Anima*, 433^a11-12, oder *Metaph*, 980^b25-28.

wissenschaftlichen Betrachtung.²¹ Auch verfügten sie nicht über technisches Wissen (*τέχνη*), das ihre Tätigkeiten anleite. Selbst die intelligenteren Tiere schafften ihre Werke aus der Natur (*φύσει*) heraus zweckmäßig.

Wenn Galen (129-199) in *De usu partium corporis humani* die hippokratische Stelle *φύσιες γὰρ ζώων ἀδίδακτοι* erläutert, dann sagt er, dass solche Tiere wie Ameisen, Bienen und Spinnen von Natur aus *τέχνη* betreiben würden, ohne dergleichen gelernt zu haben.²² Demgegenüber, wie gesehen, hatte Aristoteles bei denselben Beispielen angenommen, dass bei diesen Prozessen keine Form des Überlegens (*βούλευσις*) vorliege. Der beste Künstler sei der, der nicht mehr angesichts jedes Handgriffes überlegen müsse, sondern der so wie die Natur selbst vorgehe und in der es unbewusst ablaufende Zwecke gebe – wie etwa im Fall der Netze spinnenden Spinnen.²³ Offenbar verwenden beide, Aristoteles und Galen, unterschiedlich weite *τέχνη*-Konzepte. Der Unterscheid zwischen Mensch und Tier wird seit der Antike in der ratio gesehen; allerdings gibt es auch andere Stimmen. Nach dem Kirchenvater Laktanz (260 bis nach 317) sind die Menschen im Unterschied zu den Tieren religiös²⁴; er scheint dabei von der allgemeinen

²¹ Vgl. auch Aristoteles, *De anima* III, 3 (428^a21/22), wo es heißt, dass sich bei keinem Tier Überzeugung (*πίστις*), bei allen jedoch Vorstellung – *phantasia*; aber nicht *λόγος* (428^a23/24). Davon scheint Aristoteles die ‚sterblichen Wesen‘ (*φθαρτά*) abzugrenzen (Pflanzen?), die nicht einmal Phantasie hätten. Bei der Erinnerung, so ungenau sie auch sein mag, vgl. Aristoteles, *De memoria et remiscencia*, I (452^b7/8 und 30/31), sei eine Eigentümlichkeit des Menschen, und zwar wohl deshalb, weil das Erinnern als angestregte Ermittlung ‚wie ein Schluss‘ sei (453^a6-14). – Das, was Aristoteles über die Seidenraupe in *Hist. Animal* V, 19, 6 sagt, ist im Folgenden nicht von Belang; welches Tier er an dieser Stelle meint, versucht William T. M. Forbes, *The Silkworm of Aristotle*. In: *Classical Philology* 25 (1930), S. 22-26, zu bestimmen.

²² Vgl. Galen, *De usus partium corporis humani* I, 3 (ed. Kühn I, S. 5).

²³ Vgl. Aristoteles, *Phys* II, 8 (199^{a-b}); bei Aristoteles, *De partibus animalium* I, 5 (645^a) findet sich allerdings auch Stellen, in denen er sowohl *φύσις* als auch *τέχνη* als *δημιουργήσασα* anspricht.

²⁴ Vgl. Laktanz, *De ira* 8, 7: „Nullum est animal, ut ait Cicero, praeter hominem, quod habeat notitiam aliquam dei [...] et haec hominis atque mutorum vel praecipua vel sola distantia.“

Vorhandensein des religiösen Gefühls bei den Menschen auszugehen.²⁵ Er sieht (wie andere auch) in der aufgerichteten Haltung des Menschen ein Anzeichen hierfür.²⁶

Bei Aristoteles findet sich auch eine etwas dunkle Beschreibung, wie die Spinnen ihre Netze konstruieren, vermutlich gesehen in drei Phasen.²⁷ Die gewählte Beschreibungssprache ist dabei metaphorisch, und zwar durchweg in Ausdrücken des Webens²⁸ – von Demokrit (ca. 460 – ca. 370) ist überliefert, dass die Menschen hinsichtlich der Kunst des Webens und des Ausbesserns Schüler der Spinnen seien.²⁹ Wohl nicht der letzte Grund ist das dafür, dass nicht selten das Weben und das Spinnen der Spinne als zu einer Großmetaphorik gehörend angesehen wird.³⁰ Man kannte im übrigen zwei Arten von ‚Spinnen‘: Solche, die mit Netzen fangen und solche, die ohne Netze ihre Beute erlegen.³¹

Im Unterschied zu den *animalia*, die allein von den Trieben (*όρμαί* und *πάθη*) beherrscht seien, hätten einige Tiere Teil am *λόγος* und stünden damit in gewisser

²⁵ Laktanz, *Divinae Institutiones*, II, 1, 9: „si qua necessitas presserit, tum deum recordantur.“

²⁶ Vgl. u.a. Laktanz, *De opificio*, 8, 2: „Cum igitur statuisset deus ex omnibus animalibus solum hominem facere caelestem [...] hunc ad caeli contemplationem rigidum erexit.“

²⁷ Vgl. Aristoteles, *Hist animal*, 623^a7ff.

²⁸ Vgl. auch Plutarch, *Moralia*, 967 (ed. Cherniss/Heimbold, S. 365): Das Spinnen als ‚Modell‘ für das Weben.

²⁹ Vgl. Diels/Kranz, B 154a, auch Plutarch, *Moralia*, 974 (ed. Cherniss/Heimbold, S. 974).

³⁰ Arachne in ihrem (frevelhaften) Wettstreit mit Pallas Athena wird in eine Spinne verwandelt, die weiter webt (spinnt), Ovid, *Metamor*, lib. VI, 1-145, auch den Hinweis in *Georg IV*, 246/47.

³¹ Vgl. u.a. Harald Othmar Lenz, *Zoologie der alten Griechen und Römer*, deutsch in Auszügen aus deren Schriften. Nebst Anmerkungen. Gotha 1856, S. 525-531, Otto Keller, *Die antike Tierwelt*. 2. Bd. Leipzig 1913, S. 461-470, August Steier, [Art.] Spinnentiere. In: *RE III. A.2* (1929), Sp. 1786-1812; ein Versuch, die bislang unidentifizierte, nicht mit einem Netz fangende, mit der Hornisse verglichene ‚Biene‘ des Plinius zu identifizieren, Ferdinand Peter Moog, Zur „Hornissen-Biene“ des Plinius. In: *Sudhoffs Archiv* 86 (2002), S. 220-228.

Verwandtschaft zum Menschen als *λογικὸν ζῶον*.³² Wenn Aristoteles zu zeigen versucht, dass in den Prozessen der Natur auch die finalen Ursachen eine wichtige Rolle spielen, kommt er just zu den Fähigkeiten der Tiere: Offensichtlich sei das bei solchen Tieren, die aufgrund praktischen Wissens etwas suchend und planend herstellen (*οὔτε τέχνη οὔτε ζητήσαντα οὔτε βουλευσάμενα*).³³ Deshalb sei es Einigen unklar, inwieweit Spinnen, Ameisen und andere Tiere dieser Art mit Verstand (*νῶν*) oder anderen Vermögen ihre Werk verrichteten. Gleichwohl wird in der Antike darauf insistiert, dass der Mensch bestimmte Fähigkeiten besitzt, die Tiere nicht besitzen; dass zwar Tiere über ähnliche Fähigkeiten wie der Mensch verfügten, aber in speziellen Ausprägungen, die nur eine *Ähnlichkeit* begründen.³⁴ Grundlage hierfür ist der Hinweis, dass die Spinnennetze oder die Waben sich gleichen (von gleicher Güte seien) – im übrigen für Aristoteles ein Grund, weshalb dieser Vorgang ‚von Natur aus‘ ablaufe, da nach ihm weitgehende Gleichartigkeit und Regelmäßigkeit ein Kriterium für *natürliche* Vorgänge darstellen.³⁵ Solche Fähigkeiten seien

³² Zu Frage, inwiefern die Tiere über Sprache verfügen, untereinander sowie mit dem Menschen kommunizieren können, vgl. u.a. R.S. Serjeantson, *The Passions and Animal Language, 1540-1700*. In: *Journal of the History of Ideas* 62 (2001), S. 425-444. Zur frühen Diskussion (zwischen Stoa und Akademie) inwiefern Tiere einen Logos besitzen, die Hinweise bei Georg Tappe, *De Philonis libro qui inscribitur 'Ἀλέξανδρος ἢ περὶ τοῦ λόγου ἔχειν τὰ ἄλογα ζῶα*. Göttingen 1912, insb. 38ff.

³³ Vgl. Aristoteles, *Phys*, 199^a20-30.

³⁴ In seinem *Trattati de architectura civile e militare* erwähnt Francesco di Giorgio (1439-1502) gleichrangig Schwalben, Bienen und Spinnen für ihre Schöpfungen, die gleichwohl nicht an den unermesslichen menschlichen Intellekt heranreichen, vgl. Martin Kemp, *From ‚Mimesis‘ to ‚Fantasia‘: The Quattrocento Vocabulary of Creation, Inspiration and Genius in the Visual Arts*. In: *Viator* 8 (1977), S. 347-398, hier S. 354/55.

³⁵ Vgl. u.a. Aristoteles, *Part animal*, 663^b27-29. – Nur ein einziges Beispiel: So heißt es bei Karl Marx im ersten Teil seinen *Theorien über den Mehrwert* (von 1862/63), vgl. Id., *Über den Mehrwert* (MEW, 26/1, S. 376/77) zur Unterscheidung ‚produktiver‘ und ‚unproduktiver‘ Arbeit: „Dieselbe Sorte Arbeit kann produktiv und unproduktiv sein. Z.B. Milton, who did the ‚Paradise Lost‘ for 5 £. War ein unproduktiver Arbeiter“, denn er „produzierte das ‚Paradise Lost‘ aus demselben Grund aus dem ein Seidenwurm Seide produziert. Es war eine Betätigung seiner Natur“. Hierzu im Gegensatz sei der „Leipziger Literaturproletarier, der unter der Direktion seines Buchhändlers Bücher (z.B. Kompendien der Ökonomie“) farbriziert, [...] ein produktiver Arbeiter; denn sein Produkt ist von

daher angeboren und nicht erworben, und kein Tier einer bestimmten Art könne ‚gelehrter‘ als seine Artgenossen sein.³⁶ Nach Aristoteles seien die Tiere (wie aber auch einige Menschen³⁷) nicht zur Mittelwahl und Mittelsuche (*βουλευέσθαι* und *προαίρεσις*) fähig³⁸ – wenn man so will, dann markiert das den Unterschied zwischen dem menschliche Weben als ‚Kultur‘ und dem Spinnen der Spinne als ‚Natur‘. Gleichwohl können solche Tiere Hinweise darauf bieten, dass ‚Größe in der Mittelmäßigkeit‘ möglich sei.³⁹ Obwohl seit Plinius (23/24-79) die Spinne als gleichsam natürliche Feindin der Biene gilt,⁴⁰ gibt es in der antiken Naturkunde im großen und ganzen wohl nur selten negative Eigenschaften, die der Spinne zugeschrieben werden.

Seneca nimmt offenbar das weite *τέχνη*-Konzept auf. Die Passage soll deshalb ausführlich wiedergegeben werden, da in ihr eine Formulierung fällt, die eine Rolle für ein späteres, überaus gängiges Diktum geworden ist, nun allerdings nicht auf Tiere, sondern auf den Menschen, den Dichter bezogen:

vornherein unter das Kapital subsumiert und findet nur zu dessen Verwertung statt.“ Vermutlich sollte man sich auf die Frage, in welchem Sinn es sich hierbei um ‚dieselbe Sorte Arbeit‘ handelt, nicht zu sehr kaprizieren.

³⁶ Ältere Überlegungen aufnehmend Seneca, *Epist*, 121, 23, Cicero, *De nat deo*, II, 123.

³⁷ Vgl. Aristoteles, *Polit*, 1260^a12-14.

³⁸ Vgl. Aristoteles, *Phys*, 197^b6-9.

³⁹ Vgl. Tertullian (ca. 160 - ca. 220), *Adversus Marcionem* [um 207/208]. In: Id., *Opera*. Pars I: *Opera catholica, adversus Marcionem*. Ed. R. F. Refoulé. Tom. I. Turnhout 1954 (CCL 1), S. 441-726) hier 1, 14 (S. 455), der andere maßregelt, nicht die unbedeutenderen Tiere zu verlachen, die der Schöpfer mit bestimmten Talenten und Kräften versehen habe und die zeigten, dass Größe in der Mittelmäßigkeit möglich sei: Ahme, wenn du kannst, die Bauwerke der Biene, die der Ameise, die Netze der Spinnen („*aranei retiaia*“) nach. – Durch das ganze Mittelalter hinweg halten sich Ameise und Spinne, dem von Schöpfer gewollte moralische Lehre zu dienen. Tiere, die Werke hervorbringen, wie insbesondere Ameisen oder Spinnen, seien erschaffen worden, damit der Mensch sie als Beispiele des Fleißes und frommen Bemühens ansehe, so Honorius Augustodunensis (*fl.* 1110-1130), *Elucidarium sive Dialogus de summa totius christianae theologiae*, I, 12 (*PL* 172, Sp. 1117): „*Formicae autem, sive aranae, vel talia quae instant operibus, ideo sunt creata, ut de eius studii et pii laboris exempla sumanus.*“

⁴⁰ Vgl. Plinius, *Hist nat*, XI, 80/81.

Nicht siehst du die große Feinheit [*subtilitas*], mit der die Bienen ihre Behausungen bauen, die große Eintracht [*concordia*], mit der sie überall getrennten Arbeiten nachgehen? Nicht siehst du, wie kein Mensch nachmachen kann das Netz der Spinne, wieviel Mühe es ist, die Fäden zu ordnen, die teils gerade verlaufen und als Halt, teils im Kreise, innen dicht, nach außen weiter, damit darin kleine Insekten zu deren Verderben die Fäden gespannt werden, wie in einem Netz verwickelt festgehalten werden? Angeboren ist diese Fähigkeit, nicht wird sie erlernt [*Nascitur ars ista, non discitur*]. Daher ist kein Tier gelehrter als ein anderes: sehen wirst du gleich sind die Spinnennetze, gleich die Öffnung aller Zellen in den Bienenwaben. Ungewiß und ungleich ist, was immer die erlernte Fähigkeit weitergibt; von gleicher Art ist, was die Natur zuteilt.⁴¹

Nascitur ars ista, non discitur besitzt Ähnlichkeiten mit dem am Ende des 18. Jahrhunderts allgegenwärtigen Diktum *Poeta Nascitur Non fit*,⁴² wobei man für *poeta* auch anderes einsetzen konnte: *Criticus non fit, sed nascitur* oder *Interpres non fit, sed nascitur*. Doch die Unterschiede sind evident: Es sind nun Menschen, für die das gilt, und es ist gerade nicht mehr der Aspekt der Gleichförmigkeit des so erstellten Produkts.

Diese Tiergeschichten ließen sich noch weiter ausspinnen. Aber das Gesagte dürfte genügen, um mein erstes Beispiel einzuführen.

I.2. Bacon: Spinne, Ameise, Biene

Nicht allzu oft ist die überaus präzise, nicht nur in den eher einleitenden Passagen zu findende Metaphorik in den Werken Francis Bacon (1561-1626) von der Forschung behandelt worden – und wenn, dann mitunter nicht sonderlich im Blick auf seine philosophischen Darlegungen.⁴³ Obwohl der Forschung nicht das

⁴¹ Seneca, *Epistulae morales ad Lucilium* CXXI, 22 und 23; Übersetzung Manfred Rosenbach.

⁴² Vgl. auch William Ringle, *Poeta Nascitur Non Fit: Some Notes on the History of an Aphorism*. In: *Journal of the History of Ideas* 2 (1941), S. 497-504.

⁴³ Zu den Ausnahmen gehört Wolfgang Krohn, *Die Natur als Labyrinth, die Erkenntnis als Inquisition, das Handeln als Macht: Bacons Philosophie der Naturerkenntnis betrachtet in ihren Metaphern*. In: Lothar Schäfer und Elisabeth Ströker (Hg.), *Naturauffassungen in Philosophie, Wissenschaft, Technik*. Freiburg/München 1994, S. 59-100, allerdings wird

programmatische Szenario entgangen ist, für das er sich Ameise, Biene und Spinne bedient, ist in diesem Fall die Verknüpfung mit seinen allgemeinen Überlegungen in der Forschung noch weniger ausgeprägt; vermutlich deshalb, weil es als ein leicht nachvollziehbares bildliches Szenario gilt.⁴⁴ Die beiden Stellen, in denen er auf dieses Bild zurückgreift, sind dabei in unterschiedlicher Weise elaboriert. In *Advancement of Learning* heißt es: „For the wit and mind of man, if it work upon matter, which is the contemplation of the creatures of God, worketh according to the stuff,

auf die hier in den Mittelpunkt gestellte Metapher nicht eingegangen. – Nicht selten sind Bacons Metaphern im Zuge freien Assoziierens und einer Zitationspraxis, die an Manipulation grenzt, gepaart mit ihrer Entkontextualisierung durch einen starren Blick auf die Gegenwart gröblich missinterpretiert worden, zur Kritik u.a. Peter Pesic, *Wrestling With Proteus. Francis Bacon and the ‚Torture‘ of Nature*. In: *Isis* 90 (1999), S. 81-94, auch Id., *Proteus Unbound: Francis Bacon’s Successors and the Defenses of Experiment*. In: *Studies in Philology* 98 (2001), S. 428-456, Alan Soble, *In Defense of Bacon*. In: *Philosophy of the Social Sciences* 25 (1995), S. 192-215, Iddo Landau, *Feminist Criticism of Metaphors in Bacon’s Philosophy of Science*. In: *Philosophy* 73 (1998), S. 47-61, Brian Vickers, *Francis Bacon, Feminist Historiography, and the Dominion of Nature*. In: *Journal of the History of Ideas* 69 (2008), S. 117-141, zum Thema auch: *Isis* 97 (2006), S. 483-533; bei dem Versuch einer Verteidigung ihrer Bacon-Deutung von Carolyn Merchant, „*The Vilence of Impediments*“: *Francis Bacon and the Origins of Experimentation*. In: *Isis* 99 (2008), S. 731-760, sind weniger die Ausdeutungen (*grand narrative*) als gelegentliche Hinweise auf den zeitgenössischen Sprachgebrauch aufschlussreich.

⁴⁴ So R. H. Bowers, *Bacon’s Spider Simile*. In: *Journal of the History of Ideas* 17 (1956), S. 133-135. Trotz des vielversprechenden Titels von Paolo Rossi, *Ants, Spiders, Epistemologists*. In: Marta Fattori (Hg.), *Francis Bacon – terminologia e fortuna nel XVII secolo*. Roma 1984, S. 245-260, erfährt man in dieser rezeptionskritischen Untersuchung wenig über das Bild selbst, Gleiches gilt für Madeline M. Muntersbjorn, *Francis Bacon’s Philosophy of Science: Machina intellectus and Forma indita*. In: *Philosophy of Science* 70 (2003), S. 1137-1148, wo das Bild als Ausgangspunkt genommen wird für Überlegungen zu Bacons Vorstellungen des wissenschaftlichen Vorgehens, es aber selber aber nicht näher analysiert wird. – Kurios Hans Lenk, *Philosophieren als kreatives Interpretieren*. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 50 (1996), S. 589-609, hier Anm. 7, S. 593: „Ich denke, daß selbst die Auffassung des Symbolnetzes bei Cassirer [...] ein wenig zu statisch bleibt, es muß wohl eher nach Deutung des Spinnenbeispiels Bacons verstanden werden – nämlich so, daß die Spinne das Netz, in dem sie ihre Beute fangen will – das Netz der Hypothesen, das wir sozusagen über die Welt stülpen – durch sich selbst hindurch, aus ihrem eigenen Leib heraus produziert. Hervorbringt; das scheint mir eher eine zutreffende aktivistische Möglichkeit der metaphorischen Deutung der Konstruktion und der Funktion von solchen Symbolverbindungen zu sein als etwa das Symbolwerk schlechthin [...].“ Kein Wort davon, wie es sich bei Bacon verhält - vermutlich ein Beispiel ‚kreativen Interpretierens‘ in der Philosophie.

and is limited thereby; but if it work upon itself as the spider worketh his web, then it is endless, and brings forth indeed cobwebs of learning, admirable for the fineness of thread and work, but of no substance or profit⁴⁵ – subtil, aber substanzlos erscheint das Werk der Spinnen. Zum einen findet sich hier die alte Vorstellung der Kontemplation der äußeren Dinge, die ein Werk Gottes sind, entgegengesetzt zur Selbsterzeugung. Beides unterscheidet sich, so sehr die Selbsterzeugung auch Brillanz besitzt, hinsichtlich des Nutzens.

Im *Novum Organum*, fünfzehn Jahre später, faltet Bacon das Bild weiter aus, indem er die schroffe Entgegensetzung von Ameisen und Spinnen abschleift durch den Rückgriff auf die Bienen. Die Ameise vertreten die sammelnden Empiriker – ihre Tätigkeit erscheint als ausschließlich rezeptiv: nicht Experimente und der Experimente willen, und nicht produktiv, nämlich aus den Experimenten Ursachen und Axiome und aus diesen wieder neue Experimente und Werke (*opera*) bildend,⁴⁶ wie es bei den Bienen geschieht, indem sie Honigwaben produzieren. Die Spinnen sind die Dogmatiker, welche die Vernunft überbetonen und ihre Netze aus sich selbst erschaffen. Mitunter scheint Bacon den Ausdruck *tela* positiv *metaphorisch* zu gebrauchen, nämlich wenn es um die *schematismi* geht (*quasi telas*),⁴⁷ wobei freilich nicht leicht zu erkunden ist, was Bacon mit den nicht selten von ihm gebrauchten Ausdrücken *schematismi* und *metaschematismi* genau verstanden wissen will, die er vermutlich *nicht* metaphorisch gebraucht. Er verwendet die Ausdrücke um das zu bestimmen, was er gegen das Bilden von Abstraktionen angesichts der Natur stellt: Es ist ihre ‚Zerschneiden‘, das die Schule Demokrits befolgt habe, die daher tiefer in

⁴⁵ Vgl. Bacon, *Of the Proficiency and Advancement of Learning* [1605], I (The Works III, ed. Spedding, S. 253-491, hier S. 285).

⁴⁶ Bacon, *Novum Organum* [1620], Aph. 117 (The Works I, ed. Spedding, S. 147-365, hier S. 212): „[...] sed ex operibus et experimentis causas et axiomata, atque ex causis et axiomatibus rursus nova opera et experimenta (ut legitimi Naturae Interpretes), extrahamus.“

⁴⁷ Vgl. Bacon, *Abecedarium nouum naturae*. In: Id., *The Instauration Magna: Last Writings*. Edited with Introduction, Notes, Commentaries [...] by Graham Rees. Oxford 2000, S. 171-226, hier S. 176.

die Natur eindringen als andere. Es geelte die Matrie selbst betrachten, und bei dem, was zu betrachten ist, werden auch die Ausdrücke *schematismi* und *metaschematismi* verwendet.⁴⁸ In der Grammatik (respektive Rhetorik) bezeichnete der Ausdruck unter anderem den Anspruch, scheinbar etwas zu sagen, aber in Wirklichkeit etwas anderes zu sagen, also eine bestimmte Uneigentlichkeit,⁴⁹ oder aber auch ‚äußere Form‘ oder ‚Erscheinung‘, das etwas anderes simuliere, und zwar als eine wohlüberlegte Veränderung gegenüber seiner gewöhnlichen Bedeutung. Das Verb *σχενατίζειν* wird offenbar nicht selten in diesem Sinn verwendet; *μετασχηματίζω* meint gewöhnlicher Weise, ein *σχῆμα* von etwas in etwa anders (neues) zu ändern, zu verwandeln – Philon von Alexandria umschreibt die Verwandlung des Wachses in eine neue ‚Form‘ als: *ὁ μετασχηματιζόμενος κηρός*.⁵⁰ Der Ausdruck findet sich in Platos *Nomoi* (903 und 906), Seneca verwendet die lateinischen Ausdrücke *transfigurari* und *transfiguratus*.⁵¹ Zudem besitzt der Ausdruck *μετασχηματισμός* biblische Verwendungen⁵² und er selber wie auch der Ausdruck *σχῆμα* besitzt dabei

⁴⁸ Vgl. Bacon, *Novum Organum* [1620], Aph. 51 (S. 168): „Intellectus humanus fertur ad abstracta propter naturam propriam, atque ea quae fluxa sunt fingit esse constantia. Melius autem est naturam secare, quam abstrahere; id quod Democriti schola fecit, quae magis penetravit in naturam quam reliquiae. Materia potius considerari debet, et ejus schematismi et metaschematismi, atque actus purus, et lex actus sive motus; Formae enim commenta animi humana sunt, nisi libeat leges illas actus Formas appellare.”

⁴⁹ Unterscheiden wird beispielsweise Quintilian, *Inst orat*, IX, 1, 10 und 14, ferner IX, 3, 1: „[...] verum *schemata lexeos* duorum sunt generum, alterum loquendi rationem novat, alterum maxime conlocatione exquisitum est. Quorum tametsi utrumque conventit orationi, tamen possis illud grammaticum hoc rhetoricum magis dicere.“ Zu unterscheiden ist das von *schemata dianoos* (‚Schemata‘ der Sprache und ‚Schemata‘ des Denkens). Quintilian führt IX, 1, 14) die enge Bedeutung von „schma“ auf Zoilus zurück, hierzu auch George Kennedy, *The Art of Persuasion in Greece*. Princeton 1963, S. 116 sowie S. 289-290, zudem H. Schrader, *Σχῆμα* und *τρόπος* in den Homerscholien. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte beider Wörter. In: *Hermes* 39 (1904), S. 563-603.

⁵⁰ Philon, *De aeternitate mundi*, 79, zum Ausdruck auch Aristoteles, *De sens*, 446^b9.

⁵¹ Hierzu Ernst Bickel, *METAΣΧΗΜΑΤΙΖΕΣΘΑΙ*. Ein übersehener Grundbegriff des Poseidonius. In: *Rheinisches Museum für Philologie* 100 (1957), S. 98-99.

⁵² Vgl. z.B. 1 *Kor* 4, 6, wobei beträchtliche Schwierigkeiten bestehen, die dortige Verwendung zu deuten, weil sie in bestimmter Hinsicht abweichend oder singulär sich darstellt,

eine breit gefächerte Verwendung.⁵³ Bei Aristoteles bezeichnet *σχῆμα* in der Metaphysik auch die sichtbare Gestalt, die ‚Form‘. Das dürfte auch der Hintergrund für die Verwendung des Ausdrucks für Illustrationen.⁵⁴ Die (rhetorischen) *σχῆματα* weist er der *ὑποκριτικῆ τέχνη* zu, mithin der Kunst des Deklamierens.⁵⁵ Platon spricht etwa im *Timaios* von ähnlichen ‚Figuren‘ (*ὅμοια σχήματα*).⁵⁶ Der Ausdruck bezeichnet Zur Zeit Bacons wird der Ausdruck zudem gern verwendet, wenn es um diagrammatische Darstellungen von Lehrwissen geht, bei dem durch (logische) Analyse seine Struktur sichtbar gemacht wird (so wurde der Ausdruck denn auch für analytische Abbildungen verwendet), die ihre Darstellung mittels *methodus tabellaria* finden.⁵⁷

hierzu u.a. David R. Hall, A Disguise for the Wise: ΜΕΤΑΣΧΗΜΑΤΙΣΜΟΣ in 1 Corinthians 4. 6. In: *New Testament Studies* 40 (1994), S. 143-149, ferner Johan S. Vos, Der ΜΕΤΑΣΧΗΜΑΤΙΣΜΟΣ in 1 Kor 4, 6. In: *Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und Kunde der älteren Kirche* 86 (1995), S. 154-172, dort auch mit Hinweisen zur Geschichte der Forschung; darunter auch die Verwendung, dass damit eine Art übertragener Bedeutung, eine verhüllende Rede gemeint sei, und vieles mehr bietet diese ausgezeichnete Studie.

⁵³ Zum *σχῆμα*-Ausdruck Josef Martin, *Antike Rhetorik. Technik und Methode*. München 1974, II. Die Figuren, S. 270-315, ferner Dirk Marie Schenkeveld, *Studies in Demetrius On Style*. Proefschrift [...]. Amsterdam 1964, S. 116-134, auch Johann Christian Gottlieb Ernesti, *Lexicon technologiae Graecorum Rhetoricae*. Lipsiae 1795 (ND Hildesheim 1962), S. 338-344. – Bei Quintilian, *Inst Orat*, I, 8, 16; ferner Cicero, *Brutus*, 17, 69, 21, 1: „ornari orationem Graeci putant, si verborum immutationibus utantur quos appellant [...]“; auch Pseudo-Plutarch, *De vita et Poesi Hom.* (ed. Dübner) II, 15, V, 107, 45.

⁵⁴ Verwendet z.B. in der *Topographia christiana* des als Verfasser nicht sonderlich greifbaren Kosmos Indikopleustes (6. Jh.), zu einer Edition Wanda Woska-Conius (Hg.), *Cosmas Indicopleustès, Topographie Chretienne*. Tom. I (öliv. 1-IV), II (liv. V und III). Paris 1968, 1970 und 1973; vor allem im Buch IV der Topographie, wo er mit den Ausdrücken *σχῆματα, διαγραφαί, καταγραφάι* auf die Illustration verweist.

⁵⁵ Hierzu Dirk Marie Schenkeveld, *Stoic and Peripatetic Kinds of Speech Acts and the Distinction of Grammatical Moods*. In: *Mnemosyne* 37 (1984), S. 291-353, insb. S. 292-294.

⁵⁶ Vgl. Platon, *Timaios*, 33b.

⁵⁷ Das erste Beispiel, das ich finden konnte, bietet Valentin Erythraeus (Roth 1521-1576), Lehrer am illustren Gymnasium in Straßburg, bspäter dann Rektor des Altdorfer Gymnasiums - zu ihm Georg Andreas Will und Christian Conrad Nopitsch, *Nürnbergisches*

Auch Bacon dürfte in dieser Tradition stehen der Verwendung des *σχῆμα*-Ausdrucks stehen., denn im zweiten Buch des *Novum Organum* bezeichnet *schematismi* die verborgenen, die latenten Prozesse der Natur: Ihre Entdeckung sei etwas Neues: „Similiter, inquisitio et inventio latentis schematismi in corporibus res nova, non minus quam inventio latentis processus et Formae.“⁵⁸ Die Wissenschaft stehe noch am Anfang (*artrium*, Vorhof) und erlange noch keinen Zugang zum Inneren der Natur.⁵⁹ Später dann aufgenommen etwa bei Joseph Glanvill (1636-1680), der von *subtilities of invisible Schematisms and Structures* spricht.⁶⁰ Wohl auf Bacon zurückweisen ist die Verwendung des Ausdrucks *schematismus* bei dem Anatomen und Physiologen Francis Glisson (1596-1677).⁶¹

Gelehrten-Lexicon. Bd. 1. Nürnberg/Altdorf 1755 (ND Neustadt an der Aich 1997), S. 351- 355, ferner Anton SACHINDLING, Humanistische Hochschule und Freie Reichsstadt, Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538-1621. Wiesbaden 1977, S. 205-206 sowie S. 225-227 - bereits 1547 mit einer tabellarischen Darstellung und bezeichnet als *Σχεματισμοί, Hoc est, Tabvlæ Qvaedam Partitionvm Oratoriarvm M.T. Ciceronis, et Qvatvor Dialogorvm in Easdem Ioannis Sturmii*. Es handelt sich um eine entsprechende Aufbereitung der Dialoge Johannes Sturms (1507-1589), seines Lehrers in Straßburg, zur Analyse der Reden Ciceros, die 1539 zuerst in der Fassung von zwei, dann bei Erythraeus in ihrer vierfachen Gestalt erscheinen; vier Jahre spätere entsteht die Bearbeitung des Logik-Lehrbuches Sturms, bei der der Ausdruck auch verwendet wird, vgl. Erythraeus, *Σχεματισμοί διαλεκτικοί. Tabvlæ Dvorvm Librorvm Partitionvm Dialecticarvm Ioannis Sturmij: unà cum praecipuorum locorum explicacione addita cum ex ipsius Authoris annotationibus: tum ex ipso Aristotele; alijsq[ue] eius artis melioribus scriptoribus. Argentinae 1551..* – Den Ausdruck *Metaschematismen* verwendet Goethe, allerdings nicht in seinem Bacon-Kapitel, sondern in dem zu den „Alchemysten“, vgl. Id., Zur Farbenlehre. Historischer Teil, 4. Abt. ([1810], *FA I*, 32/1, S. 663: „Übergänge, Metaschematismen und Verwandlungen“, sowie in dem zu „Johann Paptista Porta“ (ebd., S. 672): „Metaschematismen und Metamorphosen“; der Herausgeber Manfred Wenzel gibt das (S. 1309 und S. 1314) als „Umgestaltungen“ wieder, allerdings ohne Hinweise auf die Herkunft dieses Ausdrucks.

⁵⁸ Bacon, *Novum Organum* [...], II, Aph. 7, S. 233.

⁵⁹ Ebd.: „Versamur enim plane adhuc in atriis naturae, neque ad interiora paramus aditum.“

⁶⁰ Glanvill, *Plus ultra*. London 1668 (ND Hildesheim 1979), S. 57.

⁶¹ Vgl. Guido Giglioli, Anatomist Atheist? The ‚Hypozoistic‘ Foundations of Francis Glisson’s Anatomical Research. In: Ole Peter Grell und Andrew Cunningham (Hg.), *Religio Medici*. Medicine and Religion in Seventeenth Century England. Aldershot 1996, S. 115-135, hier S. 117.

Wie dem auch sei – bei Bacon handelt es sich letztlich um die Kritik an der reinen intellektuellen Spielerei, *litigiosa subtilitas*, und gemeint ist durchweg das, was man gemeinhin für kritikwürdige scholastische Theologie und Philosophie ansah – und nicht zuletzt im Blick auf „Aristotle their dictator“.⁶² Demgegenüber liege das Vorgehen der Bienen in der Mitte – „vero ratio media est“. Sie sammeln den Stoff zwar auch wie Ameisen, verdauen ihn aber demgegenüber aus eigener Kraft wie die Spinnen⁶³: „Qui tractaverunt scientias aut Empirici aut Dogmatici fuerunt Empirici, formicae more, congerunt tantum et utuntur; Rationales, araneorum more, telas ex se conficiunt: apis vero ratio media est, qua materiam ex floribus horti et agri elicit, sed tamen eam propria facultate vertit et digerit.“⁶⁴ Solche Bienen, die von einer Blüte zur anderen fliegen, sie bestäuben und den Blütensaft aufnehmen, dann in ihren Bienenstock zurückkehren, um dort ihr bereits umgewandeltes Produkt zur Weiterverarbeitung zu deponieren und erneut starten, seien nicht unähnlich den ‚Interpreten‘ der Natur, die zunächst empirisches Material zusammentragen, dieses, freilich nicht unkritisch, im Rahmen einer Naturgeschichte (*historia naturalis*) kompilieren, sondern

⁶² Bacon, Of the Proficiencie [1605], S. 285/86: „This kind of degenerate learning did chiefly reign amongst the schoolmen; who having sharp and strong wits, and abundance of leisure, and small variety of reading; but their wits being shut up in the cells of a few authors (chiefly Aristotle their dictator) [...]; and knowing little history, either of nature or time; did out of no great quantity of matter, and infinite agitation of wit, spin out unto us those laborious webs of learning which are extant in their books.“ Dazu die parallele Stelle in Id., Cogitationes de scientia humana, Cog. 10^a (*The Works* III, ed. Spedding, S. 183-198, hier S. 187): „[...] ex materiae quantitate non magna, ingenii vero agitatione infinita, telas eas doctrinae confecerunt, quae (ut illae etiam araneorum) tenuitate fili et texturae subtilitate sunt admirabiles, sed substantia et virtute fere inutiles.“ Auch Id., Redurgatio Philosopharum (*The Works* III, ed. Spedding, S. 541-585, hier 572).

⁶³ Vgl. Bacon, *Novum Organum* [1620], *Aph.* 95 (S. 201).

⁶⁴ Offenbar hat Bacon diesen Vergleich häufiger präsentiert; allerdings ist die überlieferte mündliche Version weniger durchgearbeitet als die, die Aufnahme im *Novum Organum* gefunden hat, vgl. Apophtegms (*The Works* VII, ed. Spedding, S. 177): „He [scil. Bacon] likewise often used this comparison: *The Empirical philosophers are like to pismires; they only lay up their store. The Rationalists are like spiders; they spin all out of their own bowels. But give me a philosopher, who like the bee, hath a middle faculty, gathering from abroad, but digesting that which is gathered by its own virtue.*“

Rückschlüsse auf die Ordnung der Natur ziehen.⁶⁵ Habe man aus den Werken und den Experimenten die Ursachen und Grundsätze („causas et axiomata“) gefunden, dann gewinne man aus diesen wieder neue Werke und Experimente und so erweise man sich durch dieses Vorgehen als ein legitimer Interpret der Natur.⁶⁶ Die Wahl solcher Ausdrücke wie „legitimi Naturae Interpretes“ ist, so weit ich sehe, in der Forschung ungeklärt; es gibt Anhaltspunkte, die darauf deuten, dass Bacon die Relation: *Natur – Naturinterpret – Produkt* der Tätigkeit des Naturinterpreten, nach der Relation: *Heilige Schrift – Prediger – Gemeinde* modelliert hat. Neben dem juristischen,⁶⁷ dem der Jagd, der (Schiffs-)Reise und der Medizin⁶⁸ ist denn auch der theologische ein weiterer dominanter, wenn auch bislang kaum beachteter Bereich, aus dem Bacon seine Metaphernsprache entlehnt.

Wichtiger ist jedoch an dieser Stelle: Auf den Bereich der Naturphilosophie übertragen, ist die Bienenmetapher die Charakterisierung des Umgangs mit der Tradition: Es ist ein fortwährendes Bestimmen der *imitatio auctorum*, aber auch der *aemulatio*, das zwischen sklavischer und kreativer Nachahmung, zwischen nachbildender und

⁶⁵ Vgl. allerdings auch Bacon, *De dignitate et augmentis scientiarum, libros IX* [1623] (*The Works I*, ed. Spedding, S. 423-837) engl. Übersetzung (*The Works IV*, S. 273-498, und *V*, S. 3-119), S. 410: „Who showed the way to the bees, that sail through such a vast see of air to fields in flower far removed from their hive, and back again? Who taught the ant to bite the grains of corn that she lays upon her hill, lest they should sprout and so disappoint her hope?“ – Zur Verknüpfung von Biene und Ameise im englischen Sprachraum der Zeit auch William Meredith Carroll, *Animal Conventions in English Renaissance Non-Religious Prose (1550-1600)*. Westport 1954, S. 79 und S. 154.

⁶⁶ Bacon, *Novum Organum* [1620], *Aph.* 117 (S. 213).

⁶⁷ Zu juristischen Bezügen Roger T. Simonds, *Bacon's Legal Learning: Its Influence on His Philosophical Ideas*. In: Ian D. McFarlane, *Acta Conventus Neo-Latini Sanctandreami*. Binghamton/New York 1986, S. 493-501, Kenneth William Cardwell, *Francis Bacon, Inquisitor*. In: William A. Sessions (Hg.), *Francis Bacon's Legacy of Texts*. New York 1990, S. 269-289, Julian Martin, *Francis Bacon, The State and the Reform of Natural Philosophy*. Cambridge 1992, S. 72-104.

⁶⁸ Vgl. Ian Box, *Medicine and Medical Imagery in Bacon's „Great Instauration“*. In: *Historical Reflections – Réflexions Historiques* 16 (1989), S. 351-365.

neuschaffender Überbietung oszilliert.⁶⁹ Demgegenüber entwickelten die ‚Dogmatiker‘ – Bacon ist sich dabei im Klaren, dass selbst gelungene Gedankengänge *zunächst* mitunter wie ‚Spinneweben‘ erscheinen können – allein aus ihrer Phantasie, die ihnen ‚zufällig Zufliegen‘; aus der Sprache des Fluges- und des Zufalls entnimmt Bacon oftmals die Konzepte, mit denen er das beschreibt, was ihm als reformwürdig erscheint. Das Spinnenetz werde zwar durch die zufällig gewonnene Beute zerstört, aber es lasse sich durch eine erneute Konstruktion ersetzen. Nun ist diese erneute Konstruktion weder neu noch verändert. Wenn man so will, haben die Spinnen von ihrer Beute, ihrem Außenkontakt, nichts gelernt. Sie lassen sich parallelisieren mit denjenigen, von denen Bacon in der *Instauratio magna* spricht, die zwar Vorhandenes niederreißen, aber nicht um die Philosophie und die Künste zu erweitern, sondern nur die Meinungen zu wechseln und unter ihre Herrschaft zu bringen.⁷⁰ Denn die Spinne erzeugen ihre Netze aus ihrem Drüsenstoff, ohne Interaktion mit dem Naturmaterial und ebenso würden die ‚Dogmatiker‘ ihre Erkenntnisse erzeugen – bei denen sie sie zu spekulativen Theorien erheben –, die als ‚Idole des Theaters‘ die Realität ‚verschleiern‘. Im Rahmen der Metaphorik des ‚Fliegens‘ empfiehlt Bacon, das Denken mit ‚Bleigewichten‘ zu belasten und nicht mit ‚Flügeln‘ zu versehen, um es am Fliegen zu hindern.⁷¹ In *Temporis partus masculus*, einem unvollendeten und zu Lebzeiten Bacons unveröffentlichten Text, heißt es, einge-

⁶⁹ Hierzu u.a. George Wood Pigman, Versions of Imitation in the Renaissance In: Renaissance Quarterly 33 (1980), S. 1-32, auch Id., Barzizzas Treatise on Imitation. In: Bibliothèque d’Humanisme et Renaissance 44 (1982), S. 341-352, Alfons Reckermann, Das Konzept kreativer *imitatio* im Kontext der Renaissance-Kunsttheorie. In: Walter Haug und Burghart Wachinger (Hg.), Innovation und Originalität. Tübingen 1993, S. 98-132, Alexandru N. Cizek, *Imitatio et tractatio*. Die literarisch-rhetorischen Grundlagen der Nachahmung in Antike und Mittelalter. Tübingen 1994, de Rentiis, Die Zeit der Nachfolge, auch Hans-Joachim Lange, *Aemulatio Veterum*. Bern 1974.

⁷⁰ Vgl. Bacon, *Instauratio Magna* [1620] (The Works, Vol. I, ed. Spedding, S. 119-147, hier S. 128): „[...] sed placita tantum permutare atque regnum opinionum in se transferre contenderint; [...]“

⁷¹ Vgl. Bacon, *Novum Organum* [1620], *Aph.* 104 (S. 205).

bunden in den aktuellen Anti-Aristotelianismus die Analogie zum Spinnennetz ausführend: „It was in [scil. Aristotle’s] bosom that were bred and nurtured those craftly triflers, who turned themselves away from the pliant material provided by his precepts and propositions, and relying on the restless agitation of their own wit, sput out for us the countless quibbles of the Schools.“⁷²

Wie dem auch im Einzelnen sein mag: Die Biene vertritt das neue Programm der Renovierung der von Bacon versuchten Renovierung der Wissenschaften, vor allem die Spinne steht für das alte, zu ersetzende Programm. Aber wie erklärt sich, dass Bacon auf dieses Bild nicht an den Stellen zurückgreift, in denen er auf das Ziel zu sprechen kommt, nämlich die verborgenen Strukturen und Prozesse der Natur zu erkunden? Die Erklärung ist zwar nur eine Vermutung, aber eine durchaus plausible. An der angeführten Passage im *Novum Organum* entfaltet Bacon zu *abstrahere*, *abstractio*, den Gegensatz des Zerschneidens, *secare*, geläufig in der Zeit auch das Anatomisieren. Diese Entgegensetzung, also *abstrahere* und *secare*, lässt sich nicht mehr auf die Bienen- und Spinnen-Metapher beziehen. *Abstrahere* und *secare* werden bei Bacon nicht metaphorisch verwendet, sondern terminologisch. Es lässt sich zeigen, dass gegen Ende und im 17. Jahrhundert für die Analyse der Natur die Ausdrücke *secare* und anatomisieren geläufig werden. Zum einen ist es die Tradition der Bienen- und Spinnen-Metaphorik, die mehr oder weniger ersetzt wird durch die Sprache des Anatomisierens, des Zerschneidens des Körpers, um ein Inneres sichtbar zu machen, das funktional eingerichtet ist.⁷³ John Webster (1610-1682) schreibt in seiner kritischen Auseinandersetzung mit der universitären Situation in England, wenn er Anatomen wie Harvey exponiert, dass erst sie „discovers the true Sche-

⁷² Vgl. Bacon, *The Masculine Birth of Time, or the Great Instauration of the Dominion of Men over the Universe* [Temporis partus masculus, ca. 1603, zuerst veröff. 1653]. In: B. Farrington, *The Philosophy of Francis Bacon*. Liverpool 1964, S. 59-72, hier S. 62.

⁷³ Zum *secare* synonym mit *anatomia* vgl. L. Danneberg, *Die Anatomie des Text-Körpers und Natur-Körpers: das Lesen im liber naturalis und supernaturalis*. Berlin/New York 2003.

matism or signature of that invisible *Archeus* or *spiritus mechanicus*, that is the true opifex, and dispositor of all the salutary, and morbifick lineaments, both in the seminal *guttula*, the tender *Embrio*, and the formed Creature, of which *Paracelsus*, *Helmont*, and our learned Countreyman Dr. *Fludd*, have written most excellently“.⁷⁴

Ich lasse es damit bewenden und komme auf die mich interessierende Sicht der Spinne: Wenn Lorenzo Valla (1406-1457) die alten mit den neuen Theologen konfrontiert, dann sind für ihn jene wie die Bienen, die in wunderbar kunstfertiger Weise Honig und Wachs bilden. Demgegenüber seien die neuen Theologen wie die Ameisen, die diebisch Körner wegnehmen und sie verbergen. Irgendwie meint Valla hiermit sicherlich die scholastischen Theologen. Er selbst möchte lieber eine Biene denn eine Ameise sein, und lieber unter den Bienen dienen als die Ameisen führen.⁷⁵

Obwohl man meinen könnte, in beiden Fällen gehe es in jedem Fall um eine Kritik an der Scholastik, sind beide Szenarien unterschiedlich: Die Biene steht in beiden Beispielen für das Positive, aber die Spinne tritt an die Stelle der Ameise, die zwar keine wirkliche Aufwertung erfährt, aber doch für anderes bei ihm steht als die Spinne.

Es findet eine Selektion von Eigenschaften statt, die man Spinnen mehr oder weniger übereinstimmend zuschreibt – und diese Selektion folgt, wenn man so will, aus der ‚Logik‘ des verwendeten Bildes. Der Pointe ist: Im Unterschied zur Biene, die ihre Produkte aus dem fremden Vorhandenen erzeugt,⁷⁶ erzeugt die Spinne aus

⁷⁴ Webster, *Academiarum Examen, or the Examination of Academies* [...]. London 1654 (ND in Allen G. Debus, *Science and Education in the Seventeenth Century. The Webster-Ward Debate*. London/New York 1970), S. 74 (auch S. 35/36).

⁷⁵ Vgl. Valla, *De Linguae latinae Elegancia libri sex* [1445]. In: Id., *Opera omnia* [...]. S. I. 1540 (ND), S. 1-235, lib. IV, *Prooemium*: „Veteres illi theologi videntur mihi velut apes quaedam in longinqua etiam pascua volitantes, dulcissima mella cerasque miro artificio condidisse; recentes vero formicis simillini, quae ex proximo sub lata furto grana in latibulis suis abscondunt. At ego, quod ad me attinet, non modo malim apes quam formica esse, sed etiam sub rege apius militare quam formicarum exercitum ducere.“

⁷⁶ Zum ‚Scharfsinn‘ der Biene in der mittelalterlichen Naturkunde Guy Guldentops, *The Sagacity of the Bees: An Aristotelian Topos in Thirteenth-Century Philosophy*. In: Carlos

sich selbst heraus – es ist *nicht* ihr Gift. Schon die Antike hat zwischen giftigen (*phalangia*) und nichtgiftigen Spinnen unterschieden:⁷⁷ Für den Reformator Melanchthon (1497-1560) nehmen die Lehrer der (neuen) Kirchen den süßesten Honig von den Blumen der alten Schriftsteller – und meiden das *Gift* der Spinnen⁷⁸ – auch das dürfte auf die scholastischen Theologen und ihr ‚Gift‘ zielen. Im Logik-Lehrbuch des von Melanchthon nicht wenig beeinflussten Thomas Wilson (ca. 1525-1581) heist es: „As spiders make their own cob webbes without any other helpe: so some good felowes can bring up newes and tell strang tales without any bearying when there is not one woord true.“⁷⁹

Die Spinne und ihre Arbeit vertritt mithin die Spekulation und das schon bei den Kirchenvätern – so bei Basilius von Caesarea (um 330-379)⁸⁰ oder Ambrosius

Stezel et al. (Hg.), *Aristotle's Animals in the Middle Ages and Renaissance*. Leuven 1991, S. 275-296.

⁷⁷ Inwieweit Aristoteles giftige Spinnen und nicht nur beißende Spinnen meint, problematisiert Otto Taschenberg, *Einige Bemerkungen zur Deutung gewisser Spinnentiere, die in Schriften des Altertums vorkommen*. In: *Zoologischen Annalen* 2 (1906-08), S. 213-268.

⁷⁸ Vgl. Melanchthon, *De Ecclesia et de Autoritate Verbi dei* [1539]. In: Id., *Opera* [...]. Vol. XXIII. Brunsvigae 1855 (CR 23), Sp. 595-641, hier Sp. 634: „Scio ex veteribus excerpti posse multa pugnancia cum nostris sententiis. Et excerptit pro suo adfectu quisque quod videtur commodum, ut ex iisdem floribus apes mellae legunt, araneae venena.“

⁷⁹ Wilson, *The Rule of Reason Conteyning the Arte of Logique* [1551]. Hg. von Richard S. Sprague. Northridge 1972, fol. M7^v-8^f. – Zu einigen biographischen Hinweisen vgl. Russell H. Wagner, *The Text and Editions of Wilson's Arte of Rhetorique*. In: *Modern Language Notes* 44 (1929), S. 412-428, Albert J. Schmidt, *Thomas Wilson, Tudor Scholar-statesman*. In: *Huntington Library Quarterly* 20 (1957), S. 205-218, Peter E. Medine, *Thomas Wilson*. Boston 1986; zu seiner Logik vor allem Wilbur Samuel Howell, *Logic and Rhetoric in England, 1500-1700*. Princeton 1956, insb. S. 12-31, zu seiner Rhetorik auch Id., *English Backgrounds of Rhetoric*. In: Karl R. Wallace (Hg.), *History of Speech Education in America. Background Studies*. New York 1954, S. 3-47, insb. S. 14ff, wenig in dieser Hinsicht ergiebig ist Wayne A. Rebhorn, *Baldesar Catsiglione, Thomas Wilson, and the Courtly Body of Renaissance Rhetoric*. In: *Rhetorica* 11 (1993), S. 241-274.

⁸⁰ So z.B. Basilius von Caesarea, *Homiliae in Hexaameron*, 29, 8 (PG 29, Sp. 3-208). – In der gründlichen Untersuchung und obwohl der Verfasser sich allerlei Kleingetier, so auch der Bienen, annimmt, findet sich auf diese Stelle sowie auf die Spinne kein Hinweis bei Rainer Henke, *Basilius und Ambrosius über das Sechstageswerk*. Eine vergleichende

(334/339-397).⁸¹ Im Alten Testament steht das von der Spinne gewebte Netze (aufgrund seiner Feinheit) für vergebliche Hoffnung (*Hiob* 8, 14): „Denn seine Zuversicht vergeht, und seine Hoffnung ist ein Spinnweb.“ Das ist vermutlich denn auch der Hintergrund, der nicht immer ausgesprochen, aber wohl nicht selten mit gemeint ist: Das, was Ameisen und Bienen produzieren, ist haltbarer als das, was Spinnen zuwege bringen, und das hat etwas mit den Materialien zu tun, welche die Spinnen aus sich selbst erzeugen, die Ameisen wie Bienen von außen aufnehmen.⁸² Allerdings scheint man in der Antike sich nicht sicher gewesen zu sein, ob die Spinnen tatsächlich das Netz aus sich selber erzeugen oder Fremdes aufnehmen.⁸³

Mit großer Wahrscheinlichkeit ist dieses Bild in Verbindung mit der pejorativen Charakterisierung des Denkens, insonderheit des Logikers durch Diogenes Laertius (Ende des 2. Jh. n. Chr.) vermittelt worden. In *De vita et moribus philosophorum libri decem* – bereits im 12. Jahrhundert wird es übersetzt⁸⁴ – schreibt er in Anspielung auf die stoische Dreiteilung der Philosophie in Logik, Physik und Ethik, die mit der instrumentellen Deutung der Logik als *Organon* konkurrierte, über Ariston von Chios (3. J. v. Chr.): „Die Physik und Logik ließ er nicht gelten, indem er von der ersteren sagte, sie übersteige unsere Kraft, von der anderen, sie gehe uns nichts an, nur die Ethik komme für uns in Betracht. Die dialektischen Lehren glichen Spinnengeweben, die, obschon sie den Eindruck einer gewissen Kunstfertigkeit

Studie. Basel 2000; die Spinne fehlt auch in der Untersuchung zum pejorativen Wortgebrauch (Schimpfwörter) gegenüber dem, was ablehnungswürdig erscheint, von Ilona Oppelt, *Die Polemik in der christlichen lateinischen Literatur von Tertullian bis Augustin*. Heidelberg 1980.

⁸¹ Ambrosius, *Exameron* [387], IV, 17 (*CSEL* 31, 1, S. 1-261, hier S. 124/25).

⁸² Vgl. Aristoteles, *Hist animal*, 623^a, sowie Plinius, *Hist nat*, XI, 80.

⁸³ Nach Aristoteles, ebd., geht die Vorstellung, die Spinnen bildeten ihr Netz in der Weise einer internen Aussonderung auf Demokrit zurück.

⁸⁴ Eine parallele Stelle findet sich im *Florilegium* des Strobæus, *Anthologia* II, 2, 22 (ed. Wasmuth 1884; *Florilegium* LXXXII, 15): *Ἀρίστων τοὺς λόγους τῶν διαλεκτικῶν εἰκαζεν τοῖς τῶν ἀραχνίων ὑφάσμασιν οὐδεν μὲν χρησίμεις, λίαν δὲ τεχνικοῖς*; sie dürfte vermutlich weniger bekannt gewesen sein als die des Laertius.

machen, doch ohne Nutzen sind.“⁸⁵ Hier ist der zweite Aspekt angesprochen: Es ist der der *Nutzlosigkeit* der Tätigkeit des Sich-selbst-verzehrens – etwa im Unterschied zur Kerze, die leuchtet (nützt), indem sie sich selbst verzehrt. Der erwähnte Petrus von Blois nimmt das in seiner viel gelesenen Briefsammlung auf,⁸⁶ wenn es bei ihm (über den Logiker) heißt, es ergehe ihm wie der Spinne, denn sie erstelle das feinste Gewebe und verzehre sich dabei selbst und der Gewinn sei nur eine Fliege.⁸⁷ An anderer Stelle kritisiert er zum einen die Scholaren, die ohne gründliche Ausbildung die Fächer des Triviums lehrten, zum anderen aber auch diejenigen, die mit grammatikalischen, rhetorischen und logischen Spitzfindigkeit sich abgeben.⁸⁸

Obwohl auch er das Bild der aus sich selbst heraus schaffenden Spinne kennt,⁸⁹ findet sich bei Erasmus von Rotterdam (1466-1537) fast hundert Jahre vor Bacon eine andere Metapher, auch wenn es in der Bildvorstellung des ‚Webens‘ bleibt. Es

⁸⁵ Diogenes Laertius, *Leben und Meinungen berühmter Philosophen* [Ende des 2. Jh. n. Chr.]. Hamburg 1998, VII, 161 (S. 82; Übersetzung Otto Apelt): *Ἐοικεναὶ δὲ τοὺς διαλεκτικοὺς λόγους τοῖς ἀραχνίοις, ἃ καίτοι δοκοῦντα τεχνικὸν τι ἐμφαίνειν, ἄχρηστά ἐστίν.*

⁸⁶ Es scheint zwei Peter von Blois gegeben zu haben, die wohl eng miteinander verbunden gewesen sind, etwa als Onkel und Nefte, hierzu Richard W. Southern, *The Two Peters of Blois in the Schools and in Government*. In: Id., *Scholastic Humanism and the Unification of Europe*. Vol. II. Oxford 2002, S. 178-218; den riesigen Erfolg eines mittelmäßigen Plagiators versucht Id., *Peter of Blois: A Twelfth Century Humanist?* In: Id., *Medieval Humanism and Other Studies*. Oxford 1970, S. 105-132, zu erklären.

⁸⁷ Vgl. Petrus Blensensis, *Epistolae* [verf. zw. 1164-1212], Ep. XVI (*PL* 207, Sp. 1-558, hier Sp. 60: „*Aranea siquidem de suis visceribus telam textit, et texendo tabescit, ut muscam vilissimam capiat. Quid aliud facit homo, qui se eviscerat in expensis, et in curis, ut muscam, sive mustum odoriferae opinionis, et favorem linguae meretricantis acquirat? in hujusmodi homines mittit Dominus spiritum vertiginis, et errare facit eos in invio, et non in via.*“ In: *Ep.* XIV heißt es (Sp. 46): „*Perditae vitae homines se laboribus torquent, cruciant curis, expensis eviscerant; nonne figuram aranae gerunt, quae de suis visceribus telam textit, ut capiat muscam vilissimam? Quid est inanis gloria, quam venantur, nisi musca vilissima, murmurosa, sordida, pungitiva?*“

⁸⁸ Vgl. ebd., ep. 101 (S. 311-314).

⁸⁹ Vgl. Erasmus, *Parabolaes Sive Similiae* [1514]. In: Id., *Opera Omnia* [...]. Ordinis Primi. Tomvs Qvintvs. Amsterdam/Oxford 1975, S. 1-332, hier S. 192: Einige Menschen erfinden Fabeln oder Falschheiten aus ihren eigenen Köpfen mit keiner Grundlage in der Wahrheit – wie Spinnen ihre Netze aus den eigenen Eingeweiden: „*Quemadmodum aranae ex se telas textunt, ita quidam ex seipsis comminiscuntur fabulas ac mendacia, cum nihil subsit veri.*“

steht ebenfalls in der anhaltenden Auseinandersetzung um die Nutzlosigkeit der scholastischen (vermeintlichen) Spitzfindigkeiten unter Einsatz der Dialektik und das nicht zuletzt angesichts ihres eigentlichen Ziels, nämlich der Konversion von Nichtchristen: „Die Apostel haben zwar heidnische und jüdische Philosophen, die von Natur verstockte Widersacher waren, zum Schweigen gebracht, aber mehr durch ihren Wandel und durch Wunder als durch die Künste der Logik [*quam syllogismis*] [...]“⁹⁰ Würden die Nichtchristen über dieselben ‚dialektischen Waffen‘ (wie die Scholastiker) verfügen: „tum enim nihil aliud quam tela Penelopes *retexeretur*.“⁹¹ Das ist eine Anspielung auf das Weben der Penelope tagsüber und ihr nächtliches Auflösen.⁹² Eustathius (bis ca. 1192), Erzbischof von Thessaloniki und einer der bedeutendsten christlichen Homer-Exegeten,⁹³ dessen überaus umfangreicher Kommentar im 15. bis zur Entdeckung der Homer-Scholien viel gebraucht wurde, sieht in Penelope in der Tat die Philosophie: Das Weben auf dem Webstuhl erscheint als das Kombinieren von Propositonen (*προτάσεων*), aus denen die Syllogismen entstehen. Das Auflösen auf dem Webstuhl sei zu verstehen wie das Analysieren

⁹⁰ Vgl. Erasmus, ΜΩΡΙΑΣ ΕΓΚΩΜΙΟΝ sive laus stultitiae [1515]. In: Id., *Ausgewählte Schriften*. 2. Bd. Deutsche Übersetzung von Alfred Hartmann [...]. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wendelin Schmidt-Dengler. Darmstadt (1975) 1995, S. 1-211, hier S. 139.

⁹¹ Ebd., S. 138 (Hervorhebung von mir).

⁹² Homer, *Od*, 2, 105 und 24, 150. Die Geschichte wird an drei unterschiedlichen Stellen erzählt; zu ihrer Deutung u.a. Naoko Yamagata, *Clothing and Identity in Homer: The Case of Penelope's Web*. In: *Mnemosyne* 58 (2005), S. 539-546.

⁹³ Zu ihm auch die knappe Hinweise, ohne allerdings auf diesen speziellen Punkt einzugehen, bei Georg Finsler, *Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien – Frankreich – England – Deutschland*. Leipzig/Berlin 1912, S. 13/14.

(ἀνάλυσις) der Philosophen.⁹⁴ Die spätantike Homer-Exegese setzt dieses Weben und Trennen in Verbindung mit der Syllogistik.⁹⁵

Plato sieht in dem Weben und wieder Auflösen der Penelope eine ebenso endlose wie unnütze Angelegenheit.⁹⁶ Aristoteles streicht ins einer Poetik Homers Kennerschaft im *ψενυδῆ λέγειν*, über den Trugschluss (*παραλογισμός*).⁹⁷ Ohne sie direkt zu erwähnen, scheint an dieser Stelle Passage im XXIV Gesang der *Odysee* im Auge zu haben, in der Odysseeus sich als kretischer Gastfreund sich selber einführt und auf diese Weise Penelope zum Opfer eines Fehlschlusses wird. Auch Cicero vergleicht die logischen Analyse mit dem Weben und er verwendet ebenfalls das Penelope-Beispiel.⁹⁸ Dass Erasmus an dieser Stelle auch genau das meint und er den Hintergrund kennt, macht eine themenbezogene Stelle aus seinen *Adagia* deutlich. Dort heißt es unter *Penelope telam retexere*: „Sentit autem de Dialectica, quae iisdem illis rationibus, quibus confirmavit aliquid rursus soluit ac destruit vt nihil iam actum videtatur.“⁹⁹

Das hat gewirkt – nur ein Beispiel: Der bedeutende reformierte Theologe und Philosoph Bartholomaeus Keckermann (1571-1609)¹⁰⁰ schreibt zur Einführung der Erörterung der ‚einfachen Analyse‘, dass im Griechischen *Ἀναλύειν* so viel

⁹⁴ Eustathius, *Commentarii ad Homeri Iliadem pertinentes*. Hg. von Marchinus van der Falk. Leiden 1976, *Ad Homeri Odysseam*, zu Od. 2, 93ff, 1436ff.

⁹⁵ Hierzu Félix Buffière, *Les mythes d'Homère et la pensée grecque*. Paris 1956, S. 389-91 und S. 463/64, sowie Marie-Magdeleine MacToux, *Pénélope. Légende et mythe*. Paris 1975, S. 168-172.

⁹⁶ Vgl. Platon, *Phaidon*, 84a.

⁹⁷ Vgl. Aristoteles, *Poet*, 24 (1460^a18-25).

⁹⁸ Vgl. Cicero, *Academica*, II, 29, 95.

⁹⁹ Erasmus, *Completens Adagia (Opera Omnia II, ed. Clericus, Sp. 168B)*.

¹⁰⁰ Zu ihm Lutz Danneberg, *Kontroverstheologie, Schriftauslegung und Logik als donum Dei: Bartholomaeus Keckermann und die Hermeneutik auf dem Weg in die Logik*. In: Sabine Beckmann und Klaus Garber (Hg.), *Kulturgeschichte Preußens königlich polnischen Anteils in der Frühen Neuzeit*. Tübingen 2005, S. 435-563.

bedeute wie ein zuvor ausgeführtes Gewebe wieder aufzutrennen (*retexere*), wie man es über Penelope lese: Sie trenne oder löste. Keckermann kennt zwar noch eine andere Bedeutung, nämlich das nach Abwesenheit wieder nach Haus Zurückkehren, aber für die Behandlung des Lehrstücks der *analysis* sei die erste Bedeutung brauchbarer, denn sie bezeichne eine von einer Beurteilung ausgehende Erwägung, durch die die Mittel, die beim ‚Weben‘ eines Themas verwendet worden seien, gleichsam wie beim Auflösen wieder aufgewickelt werden (allerdings zerstöre sie dabei nicht das ‚Gewebe‘). Darin unterscheidet sich die Logik von den anderen Disziplinen; denn diese bringen nur Werke hervor, während die Logik nicht allein lehre, wie irgendein Werk hervorzubringen sei, sondern auch, wie das von anderen Erzeugte kunstfertig auszulegen sei.¹⁰¹

¹⁰¹ Keckermann, *Gymnasium logicum, id est, de usu et exercitatione logicae artis absolutiori et pleniori libri III. Praelectionibus traditi. Hanouiae 1605, lib. III, cap. I, S. 295/296*: „ANALYSEIN Graecis est quasi retexere telam ante pertextam, sicut legimus de Penelope; quae, vt tempus simul & procos falleret, telam interdum tectam noctu retexebat sei dissoluebat. [...] idem esse ac ex peregrinatione domum reuerti: sed prior significatio instituto nostro est accommodatior, quia denotat considerationem quandam ex iudicio oprofitam, qua artificia in texendo themate adhibita, velut euoluuntur retexendo. Atque in eo ars Logica dissimilis videtur reliquis artibus; vtpote quae tantum in conficiendo opere potissimum sunt occupate, cum contra Logica non tantum nos doceat opus aliquod conficere, sed avb alio etiam confectum artificiose dissoluere.” Vgl. auch Michael Piccart (1574-1620), *Organon Aristoteleum* [...]. Lipsiae 1613, S. 461: „Unde dicitur Analyticum? Graeci putant hunc titulum esse ex. 3. sectione primi priorum, ubi agitur ἀναλῦσαι syllogismorum in figuras & terminos, quae sententia admodum est inepta. Cui enim verisimile sit, tam nobile opus à paucis quibusdam capitibus minùs principalis institui nomen accepisse. Rectius & melius Eustrathius, qui inscriptionem ex vocis origine, inscriptionisq[ue] causam venatur. Vox ἀναλῦσαιν apud Gracos pderegrinantium vocabulum est, ex peregrinatione domum redeuntium. Unde & Xylander verbum Διαλῦειν apud Paulum rectè interpretatur per germanicum *ausspannen*. Inde vox translata est ad Mathgematicas disciplinas, quae vocant ἀναλῦσαιν inter alia significata, quando propositio reducitur ad aliquam priorem, à quâ dependet. Quae significatio huic quoque operi convenit; ἀπόδειξις enim nil est aliud, quàm proprium quodque παθος revocare ad suum πρῶτον δεκτικὸν & primam suam causam. Itaque ex naturâ demonstrationis operi huic nomen Aristoteles tribuit. Johann Conrad Dannhauer (1603-1661) in Id., *Epitome Dialectica*. Argentorati 1634, cap. VIII, S.193/94, spielt auf die Passage bei Piccart an. Bei Eustrathius handelt es sich um einen der letzten griechischen Aristotelskomentatoren aus dem 12. Jh.; zugleich war Metropolit von Nikaia; seine Kommentare der *Analytica Posteriora* wurde 1534 in Venedig ediert und 1541 ins

Man kann nur spekulieren, weshalb das Bild des Webens und AuflöSENS – wenn ich es richtig sehe – in diesem Zusammenhang kaum kritisch verwendet wird: Vielleicht liegt es daran, dass der *ordo inversus* von Weben und Auflösen seit dem 16. Jahrhundert bis ins 18. Jahrhundert zum zentralen methodischen Vorstellungsbereich von Verbinden, Textproduktion (*synthesis, compositio*) und Trennen, Textverarbeitung (*analysis, resolutio*) gehört.¹⁰² So sind es denn noch im 17. Jahrhundert die ‚Spinnennetze‘ einer Logik der sophistischen und fehlerhaften Argumentation, in die man sich etwa beim Disputieren zu verfangen drohe – so beispielsweise John Webster (1610-1682) in seiner akademienkritischen Schrift und im Rahmen der Auseinandersetzungen mit der Logik mit einer Kaskade, bei der dieses Bild dann den krönenden Abschluss bildet:

As logic is now used in the Schools [scil. Universities] is merely a civil war of words, a verbal contest, a combat of cunning craftiness, violence and altercation, wherein all verbal force, by impudence, insolence, opposition, contradiction, derision, diversion, trifling, jeering, humming, hissing, brawling, quarrelling, scolding, scandalising, and the like, are equally allowed of and accounted just, and no regard had to the truth, so that by any means, *per fas aut nefas*, they may get the conquest, and worst their adversary, and if they can mangle or catch one

Lateinische übertragen; bei *Ylander* handelt es sich um den Gräzisten Wilhelm Holtzmann (1532-1596).

¹⁰² Vgl. L. Danneberg, Logik und Hermeneutik: die *analysis logica* in den ramistischen Dialektiken. In: Uwe Scheffler und Klaus Wuttich (Hg.), Termingebrauch und Folgebeziehung. Berlin 1998, S. 129-157, Id., Logik und Hermeneutik im 17. Jahrhundert. In: Jan Schröder (Hg.), Theorie der Interpretation vom Humanismus bis zur Romantik – Rechtswissenschaft, Philosophie, Theologie. Stuttgart 2001, S. 75-131 (frz. Übersetzung: Logique et herméneutique au XVII^e siècle. In: Jean-Claude Gens (Hg.), La logique herméneutique du XVII^e siècle – J.-C. Dannhauer et J. Clauberg. Argenteil 2006, S. 15-65), Id., Die Anatomie des Text-Körpers und Natur-Körpers: das Lesen im *liber naturalis* und *supernaturalis*. Berlin/New York 2003, Id., Ganzheitsvorstellungen und Zerstückelungsphantasien. Zum Hintergrund und zur Entwicklung der Wahrnehmung ästhetischer Eigenschaften in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Jörg Schönert und Ulrike Zeuch (Hg.), Mimesis – Repräsentation – Imagination. Literaturtheoretische Positionen von Aristoteles bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin/New York 2004, S. 241-282, Id., Vom *grammaticus* und *logicus* über den *analyticus* zum *hermeneuticus*. In: Jörg Schönert und Friedrich Vollhardt (Hg.), Geschichte der Hermeneutik und die Methodik der textinterpretierenden Disziplinen. Berlin/New York 2005, S. 255-337.

another in the Spider Webs of sophistical or fallacious argumentations, then their rejoicing and clamour is as great as if they had obtained some signal victory.¹⁰³

Nur erwähnt sei, dass es auch alternative bildliche Umschreibungen für eine Produzieren allein aus sich und dem Verschmähen von Hilfsmittel: Es das der Minerva, die nach dem Mythos aus dem Kopf des Zeus entsprungen ist und als eine Art Kopfgeburt erscheint. Nur ein prominentes Beispiel. In Descartes' fünfter Regel seiner *Regulae*. Dort werden diejenigen getadelt, die meinen, der Methode nicht zu bedürfen und die dann die gestellten Problem so behandelten, als versuchten sie, vom untersten Stockwerk eines Gebäudes mit einem Sprung auf das Dach zu gelangen, wobei sie die hierfür gegebenen Treppenstufen ignorierten oder nicht einmal bemerkten.¹⁰⁴ Neben dieser Sprungmetapher – *saltus* steht immer wieder für den logischen Fehler – gesellt sich kurz darauf das Minerva-Bild. Nach dem Hinweis, dass so nicht allein alle Astrologen verfahren würden, sondern auch solche Philosophen, welche die Erfahrungen missachteten und der Ansicht seien, dass die Wahrheit aus ihrem eigenen Gehirn entspringe wie Minerva aus dem des Jupiter.¹⁰⁵

In der Rede zur Gründung der Berliner Akademie heißt es bei Daniel Ernst Jablonski (1660-1741), Hofprediger und Enkel des Johann Amos Comenius (1592-1670),¹⁰⁶ über die Gelehrtheit der Scholastiker, dass diese „den Spinnenweben gleich

¹⁰³ Webster, *Academiarum Examen, or the Examination of Academies* [...]. London 1654 (ND in Allen G. Debus, *Science and Education in the Seventeenth Century. The Webster-Ward Debate*. London/New York 1970).

¹⁰⁴ Vgl. Descartes, *Regulae ad directionem ingenii* [1619-1628; postum 1701]. Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft. Kritisch revidiert, übersetzt und hg. von Heinrich Springmeyer, Lüder Gäbe und Hans Günter Zekl. Hamburg 1973, *regula V* (S. 28): „[...] alicui adedificii uno saltu conarentur pervenire, vel neglectis scalae gradibus, qui ad hunc usum sunt destinati, vel non animadversis.“

¹⁰⁵ Ebd.: „Ita etiam Philosophi illi, qui neglectis experimentis veritatem ex proprio cerebro, quasi Jovis Minervam, orituram putant.“

¹⁰⁶ Zu ihm die Beiträge in Joachim Bahlcke und Werner Korthaase (Hg.), *Daniel Ernst Jablonski. Religion, Wissenschaft und Politik um 1700*. Wiesbaden 2008. vor allem darin auch Leonhard Stroux, *Die Gründung der Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften durch Gottfried Wilhelm Leibniz und Daniel Ernst Jablonski*, S. 409-433.

[war], subtil, aber ohne krafft und nutzen. Sie verstiegen sich in abstracten speculationen [...]. Solche ihre subtile Gedancken drückten sie in duncklen Worten aus, und hielten sich vor gelehrt, wenn sie eine Sprache redeten, die niemand, verstand.“¹⁰⁷ In seiner *Historischen Einleitung* zum zweiten Band von Siegmund Jacob Baumgartens *Untersuchung Theologischer Streitigkeiten* charakterisiert Johann Salomo Semler (1725-1791) die *scholastischen Subtilitäten*, dass sie „einen großen Teil ihrer Theologie aus ihren Gehirn zusammengewebt“ hätten.¹⁰⁸ In einem Ausdruck zusammengezogen sind es dann später die sprichwörtlichen und *immer* (im Unterschied zu „Begriffsgespinsten“) pejorativ verstandenen „Hirngespinst“ – dann nur noch etymologisch ein metaphorischer Ausdruck.

Es finden sich eine Vielzahl von Verwendungen der Spinnen-Metapher, die auf einzelne Elemente der ihr zugeschriebenen Eigenschaften zurückgreifen.¹⁰⁹ Ich will mich aber auf solche konzentrieren, die wie bei Bacon sich auf den Aspekt des Selbsterzeugens, und zwar als eine einfache Bewegung und nicht als eine Art *ordo inversus* beziehen: Den Teil, in dem David Hume in seinen *Dialogues Concerning Natural Religion* der Frage nachgeht, inwiefern sich der Schluss auf Absicht und Intelligenz des Weltursprungs anhand von Erfahrung begründen lasse, ergänzt er in

¹⁰⁷ (Anonym) Sammlung auserlesener Reden, welche als Kernproben und galante Exempel der heutigen Teutschen Beredsamkeit [...] zur Nachahmung vorgelegt werden. Leipzig/Nordhausen 1730, S. 383-394.

¹⁰⁸ Semler, Historische Einleitung. Von dem dogmatischen Inhalt der Schriften der sogenannten Rechtgläubigen. In: S. J. Baumgarten, *Untersuchung Theologischer Streitigkeiten*. Zweiter Band. [...]. Halle 1762, S. 17-276, hier S. 127, Anm. 124.

¹⁰⁹ Aber auch solche, die weithin unspezifisch erscheinen – so etwa die Fabel *De aranea et musca*. Hier belehrt die einer Fliege den Weg versperrende Spinne über die Gefahren, die sie auf ihrem Weg erwartet, vor allem wenn sie nicht aufmerksam sei; obwohl die Fliege über die Gefahren hinreichend belehrt wurde, ist sie unbedacht und setzt unbesonnen ihren Weg fort; zu dieser Fabel Adalbert Elschenbroich, *Purgare, illuminare, perficere*. Johann Geiler von Kaysersberg als Fabelerzähler und Fabelinterpret in seinen Predigtzyklen. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 61 (1987), S. 639-664, hier S. 651/52.

einer späteren Auflage um die Ansicht der indischen Philosophie, der ‚Brahminen‘, nach der die Welt ihren Ursprung in einer unendlichen Spinne habe, die die verwickelte Masse aus ihrem Eingeweide spann und danach das Ganze oder einen Teil wieder vernichtete, indem sie es wieder zurücknimmt und in ihr eigenes Wesen auflöse.¹¹⁰

Die Spinne und Biene spielen zudem eine wichtige Rolle in Jonathan Swifts Satire *The Battle of Books*, mit der er in der englischen *Querelle des Anciens et des Modernes* Stellung bezieht.¹¹¹ Es wird unter anderem die Auseinandersetzung („dispute“) zwischen einer Spinne und einer Biene, die, in welcher Weise auch immer, Repräsentanten der widerstreitenden Parteien stehen – zugleich lässt sich hierin eine Anspielung auf die *Ancients* sehen, denn nach Plinius ist, wie erwähnt, die Biene der natürliche Feind der Spinne. Unabhängig davon sind bei Swift die gängigen Elemente aufgenommen, wenn auch ironisch gebrochen: etwa dass die Spinne nicht ihr ‚Haus‘ verlassen könne und sie das daran hindere, handgreiflich zu werden, erklärt sie mit einer alten Familientradition.¹¹² Gegen die Biene gerichtet hebt die Spinne hervor, dass diese nur ein Paar Flügel sowie „a drone-pipe“ sei, die

¹¹⁰ Vgl. Hume, *Dialogues Concerning Natural Religion* [postum 1779]. Edited with an Introduction by Norman Kemp Smith. London 1947, Part VII, S. 180: The Brahmins assert, that the world arose from an infinite spider, who spun those whole complicated mass from his bowls, and annihilates afterwards the whole or any part of it, by absorbing it again, and resolving it into his own essence.“

¹¹¹ Hierzu vor allem Joseph M. Levine, *Ancients, Moderns, and History: The Continuity of English Historical Writing in the Later Seventeenth Century*. In: Paul J. Korchin (Hg.), *Studies in Change and Revolution: Aspects of English Intellectual History 1640-1800*. London 1972, S. 43-75, Id., *Ancients and Moderns Reconsidered*. In: *Eighteenth Century Studies* 15 (1981), S. 72-89, Id., *Natural History and the History of the Scientific Revolution*. In: *Clio* 13 (1983), S. 57-73, sowie Id., *The Battle of The Books: History and Literature in the Augustan Age*. Ithaca/London 1991.

¹¹² Vgl. Swift, *The Battle of Books* [1704]. In: Id., *A Modest Proposal and Other Essays*. Mineola 1996, S. 1-22, hier S. 8/9: „‚Sirrah‘, replied the spider, ‚if it were not for breaking an old custom in our family, never to stir abroad my enemy, I should come and teach you better manners.“

einzig vom Raub an der Natur lebe. Sie selber hingegen, sei ein Haustier, das die Mittel seiner Existenzsicherung von Geburt an in sich trage. Auf ihr Netz bezogen sagt sie, diese ‚große Burg‘ – um nur ihre Leistungen in der Mathematik vorzuweisen – sei das Werk ihrer eigenen Hände und die Materialien dazu stammten aus ihrem eigenen Leib.¹¹³ Die Biene erwidert, dass in dem Bauwerk zwar viel Arbeit und Methode stecke („labour and method“), doch die Erfahrung zeige, dass das Material nichts taugen; sie empfiehlt der Spinne, ebenso sich um die Haltbarkeit und das Material („duration and matter“) zu sorgen wie auf Methode und Kunst („method and art“). Dagegen, dass die Spinne Niemandem verpflichtet sei, indem sie alles aus sich selbst erzeuge, weist die Biene darauf hin, dass sie große Mengen an Unflat und Gift („dirt and poison“) beinhalte. Den Disput spitzt die Biene auf die Frage zu, inwieweit denjenigen den Vorzug gebühre, die in fauler Kontemplation und anmaßendem Dünkel ihren kleinen Kreis kaum verlassen könnten, alles in Unrat und Gift verwandle, und dabei nichts erzeuge als Spinnengewebe,¹¹⁴ oder ob es diejenige ist, die im freien Umherfliegen nach langem Suchen und mit großem Fleiß, einem sichern Urteil sowie feinem Unterscheidungsvermögen Honig und Wachs nach Hause bringe.¹¹⁵

¹¹³ Vgl. ebd., S. 9: „Whereas I am a domestic animal, furnished with a native stock within myself. This large castle (to show my improvements in the mathematics) is all built with my own hands, and the materials extracted altogether out of my own person.“

¹¹⁴ Es hat nicht wenige Assoziationen zu dem gegeben, was mit dem fragilen Spinnenetz gemeint sein könnte: Das reicht von dem Bezug auf die Dichtungstheorie („wertlose“ Dichtung - so Günter Ahrends, *Theorie der Dichtung und der literarischen Kritik* in Swifts *Battle of the Books*. In: *Germanisch-romanische Monatshefte* 18 (1968), S. 360-380, hier S. 366 - oder aber gerichtet gegen die „world-makers“ à la Thomas Burnet und des in der Zeit und noch danach viel nicht allein im englischen Sprachraum erörterten erdgeschichtlichen Theorie sowie die des Weltendes - so Ernest Tuveson, *Swift and the World Makers*. In: *Journal of the History of Ideas* 11 (1950), S. 54-74.

¹¹⁵ Vgl. Swift, *The Battle of Books* [1704], S. 10: „So that, in short, the question comes all to this: whether is the nobler being of the two, that which, by a lazy contemplation of four inches round, by an overweening pride, feeding, and engendering on itself, turns all into excrement and venom, producing nothing at all but flybane and a cobweb; or that which,

Als Kommentator und Deuter tritt Äsop auf, er identifiziert die Biene mit den Alten und just die Spinnen mit den Neuen: „For pray, gentlemen, was ever anything so modern as the spider in his air, his turns, and his paradoxes? He argues in the behalf of you, his brethren, and himself, with many boastings of his native stock and great genius; that he spins and spits wholly form himself, and scorns to own any obligation or assistance from without. Then he displays to you the great skills in architecture and improvements in the mathematics.“¹¹⁶ Nach Äsop habe die Biene die angemessene Antwort gegeben; denn wolle man die große Genie und die Originalität der Modernen an den Erzeugnissen messen, würde man kaum etwas vorweisen können. Gleichgültig mit wie viel Methode und Geschick sie ihre ‚Gebäude‘ („schemes“) errichten mögen, so lange wie das Materials aus Unrat besteht, den sie aus ihren eigenen Därmen erzeugen, wird das Gebäude ein solches ‚Erstelltes‘ sei wie Spinnengewebe und den Modernen wird es wie den Spinnen ergehen, die überleben, weil man vergessen ignoriert hat oder in einer Ecke verborgen, nicht wahrnehmen.¹¹⁷ Äsops letzter Kommentar gilt den Bienen: Den Alten genüge es, Flügel zu haben und Stimme („a drone-pipe“), gedeutet als Höhenflug („flights“) und Sprache („language“); neben diesem gleichsam natürlichen Ausstattung, erwerbe man allein durch unendliche Mühen und Suche („infinite labour and search“) und indem man alle Gegenden der Natur absuche. Das Ergebnis sei nicht Unflat und Gift,

by a universal range, with long search, much study, true judgment, and distinction of things, brings home honey and wax.“

¹¹⁶ Ebd.

¹¹⁷ Vgl. ebd., S.11: „To all this the bee, as an advocate retained by us, the Ancients, thinks fit to answer, that, if one may judge of the great genius or inventions of the Moderns by what they have produced, you will hardly have countenance to bear you out in boasting of either. Erect your schemes with as much method and skill as you please; yet, if the materials be noting but dirt, spun out of your own entrails (the guts of modern brains), the edifice will conclude at least in a cobweb; the duration of which, like that of other spiders’ webs, may be imputed to their being forgotten, or neglected, or hid in a corner.“

sondern Honig und Wachs, gedeutet als die edelsten Dinge der Menschheit, nämlich als ‚Süße‘ und als ‚Licht‘.¹¹⁸

Es ist vermutet worden, dass mit der Spinne nicht zuletzt Richard Bentley (1662-1742) gemeint sei,¹¹⁹ der als ein bedeutender Philologe seiner Zeit – das 19. Jahrhundert wird vornehmlich in ihm einen Vorläufer der sich in diesem Jahrhundert ausbildenden Altphilologie sehen. Obwohl er wegen seiner oft kühnen, später allerdings gelegentlich bestätigten Konjekturen auch umstritten gewesen ist,¹²⁰ hat in ihm immerhin Carl Lachmann einen Vorläufer der eigenen Editionsphilologie gesehen.¹²¹ Seit 1717 ist er *Regius Professor of Divinity at Cambridge* und greift 1699 auf der Seite der *moderni* massiv in die *Querelle des Anciens et des Modernes*

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ Vgl. z.B. John F. Tinkler, *The Splitting of Humanism: Bentley, Swift, and the English Battle of Books*. In: *Journal of the History of Ideas* 49 (1988), S. 453-472.

¹²⁰ Im Blick auf die „Art von Kritik“, bei der die Emendationen „durch Reflexion aus dem Zusammenhang und durch Parallelen“ begründet werden, nehme denn auch Bentley „den ersten Rang ein“, so Boeckh, *Encyklopädie* [1877] (Anm. xy), S. 187.

¹²¹ Vgl. Lachmann, *Rechenschaft**; ferner Moritz Haupt, *De Lachmanno crictico*. In: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* 27 (1911), S. 529-538, hier S. 534, wo es über Bentley heißt: „[...] cuius viri artem ac praestantiam qui coniecturis tantum eius metiuntur, magnopere errasunt et ostendunt se neque Bentleyi Horatium umquam cum optimorum librorum fide comparasse neque ea legisse quae de novo testamento scripsit.“ Auch Hertz, *Karl Lachmann**, S. 151, S. 174 und S. 190/91. Bereits F. A. Wolf hat eine recht umfangreiche Abhandlung zum ‚Leben‘ Bentleys 1816 veröffentlicht, vgl. Id., *Richard Bentley* [1816]. In: Id., *Kleine Schriften*. Bd. II*, S. 1030-1094. Im 19. Jh. erscheint eine biographische Darstellung von Jakob Naelhy (1828-1902), *Richard Bentley, eine Biographie*. Mit einem Anhang Bentley’scher Anekdota zu Homer. Leipzig 1868, von Woldemar Ribbeck ist die *Dissertation on the Epistles of Phalaris*, die eine wichtige Rolle in den englischen *Querelle des Anciens et des Modernes*, in zweiten erweiterten und auf Einänden reagierende Ausgabe ins Deutsche übersetzt worden, vgl. Bentley, *Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, Themistocles, Socrates, Euripides und über die Fabeln des Aesop*. Deutsch von Woldemar Ribbeck [1830-1902]. Leipzig 1857. Schließlich stammt Wilhelm Wagner (1843-1880), Lehrer am Hamburger Johanneum eine englische Ausgabe dieses Werks, vgl. Bentley, *Dissertation Upon the Epistle sof Pharis*. Edited by. Wilhelme Wagner. Berlin 1874; Wagner hat länger Zeit in England gelebt und 1883 erscheint seine Ausgabe sogar in London. – Zu der verhaltenen Anerkennung und Wahrnehmung in der amerikanischen Philologie Robert J. Getty, *Bentley and Classical Scholarship in North America*. In: *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* 93 (1962), S. 34-50.

mit *A dissertation upon the epistles of Phalaris* eingreift,¹²² zugleich ist er es, der nach den Standards ein modernes Gedicht ediert, nämlich Miltons *Paradise Lost*.¹²³ Er hat William Wotton (1666-1727), Mitglied der Royal Society und *one of the great prodigies of his age*, nicht nur die Naturwissenschaften gegen die Ansichten Sir William Temples (1628-1699) verteidigt; mehr noch, er wird die Überlegenheit der Modernen mit Entwicklungen in der *Philologie* belegen.¹²⁴ Sie habe zu einem besseren Verständnis der Antike geführt, als dies selbst den Zeitgenossen möglich gewesen sei.¹²⁵ Temple hatte u.a. die aesopischen Fabeln und Phalaris' Briefe als die besten und ältesten erhaltenen Bücher ihrer Art bezeichnet; zur zweiten Auflage von Wottons *Reflections upon ancient and modern learning* hängt Bentley *A Dissertation upon the Epistles of Phalaris, Themistocles, Socrates, Euripides, and Others; and the Fables of Aesop*; nach einer 1698 erfolgten Entgegnung repliziert Bentley 1699 mit *A dissertation upon the epistles of Phalaris* 1699.¹²⁶ Mit aller Schärfe seines Witzes und funkelnder Häme hat Swift in *Tale of a Tub* und *The Battle of Books* seinem (ehemaligen) Gönner zur Seite zu stehen versucht.¹²⁷

¹²² Hierzu auch Colin J. Horne, *The Phalaris Controversy: King versus Bentley*. In: *The Review of English Studies* 22 (1946), S. 289-303.

¹²³ Zu dieser nicht unumstrittenen Edition Joseph M. Levine, *Bentley's Milton: Philology and Criticism in Eighteenth-Century England*. In: *Journal of the History of Ideas* 50 (1989), S. 549-568.

¹²⁴ Zu seiner Bedeutung u.a. G.P. Goold, *Richard Bentley. A Tercentenary Commemoration*. In: *Harvard Studies in Classical Philology* 67 (1963), S. 285-302, Charels O. Brink, *Klassische Studien in England: Historische Reflexionen über Bentley, Porson und Housman*. [English Classical Scholarship: Historical Reflections on Bentley, Porson, and Housman, 1986]. Stuttgart/Leipzig 1997, S. 55-113, David Konstan und Frances Muecke, *Richard Bentley as a Reader of Horace*. In: *The Classical Journal* 88 (1993), S. 179-186, Kristine Louise Haugen, *Richard Bentley: Poetry and Enlightenment*. Cambridge/London 2011.

¹²⁵ Zu Hintergrund auch Levine, *Ancients and Moderns Reconsidered*. In: *Eighteenth Century Studies* 15 (1981), S. 72-89, sowie Id., *Natural History and the History of the Scientific Revolution*. In: *Clio* 13 (1983), S. 57-73.

¹²⁶ Zum Hintergrund auch Colin J. Horne, *The Phalaris Controversy: King Versus Bentley*. In: *The Review of English Studies* 22 (1946), S. 289-303.

¹²⁷ Zum Hintergrund, ohne auf die hier angesprochene Auseinandersetzung einzugehen, auch Philip Harth, *Swift and Anglican Rationalism: The Religious Background of A Tale of Tub*. Chicago 1961, Elke Wawers, *Swift zwischen Tradition und Fortschritt*. Studie

Die ‚Spinne‘, der ‚Wurm‘, findet sich in einer speziellen *Verbindung* mit der Biene in Petrarca's *Familiarum rerum libri XXIV*, und zwar in zwei verschiedenen Varianten, die vielleicht auch nur eine einzige darstellen. An der ersten Stelle scheint Petrarca das Spinnen („ex visceribus sericum produit“) gegen die Biene zu setzen, deren Tätigkeit verstanden wird nach dem alten Bienengleichnis der *imitatio* anderer:

Sed illud affirmo: elegantioris esse solertie, ut, apium imitatores, nostries verbis quamvis aliorum hominum sententias proferamus. Rursus nec huius stilum aut illibus, sed unum nostrum conflatum ex pluribus habeamus; felicius quidem, non apium more passim sparsa colligere, sed quorundam haud multo maiorem vermium exemplo, quorum ex visceribus sericum produit, ex se ipso sapere potius et loqui, dummodo et sensus gravis ac verus, et sermo esset ornatus.¹²⁸

Hiernach scheint der Dichter aufgefordert zu werden, ohne fremde Hilfe (nicht wie die Biene), sondern allein aus sich selbst heraus zu schaffen (wie der ‚Wurm‘).¹²⁹ Die Aufnahme an späterer Stelle scheint ein etwas anderes Bild zu bieten. Hier findet sich nicht mehr das Spinnen als Gegensatz.¹³⁰ Leitend ist dabei die Formel: *meus michi stilus sit*. Beides ist nun im Bild der Biene zusammengefügt, was zuvor aufgeteilt war in eine Abfolge. Das Aus-sich-herausspinnen muss dem Sammeln

zum ideengeschichtlichen Kontext von „The Battle of the Books“ und „A Tale of a Tub“. Frankfurt/Bern/New York/Paris 1989, auch Richard G. Olson, *Tory-High Church Opposition to Science and Scientism in the Eighteenth Century: The Works of John Arbuthnot, Jonathan Swift, and Samuel Johnson*. In: John G. Burke (Hg.), *The Uses of Science in the Age of Newton*. Berkeley/Los Angeles/London 1983, S. 171-294.

¹²⁸ Petrarca, *Le Familiari* [verf. bis 1365, postum zw. 1492 und 1501], I, 8.

¹²⁹ Ebd.: „Verum, quia hoc aut nulli prorsus aut paucissimis datum est, feramus equanimiter ingenii nostri sortem, nec altioribus invidentes, nec despicientes qui infra nos sunt, nec paribus importuni.“

¹³⁰ Ebd. XXII, 2 (S. 106/07): „Vitam michi alienis dictis ac monitis ornare, fateor, est animus, non stilum: nisi vel prolato auctore vel mutatione insigni, ut imitatione apium et multis et variis floribus unum fiat. Alioquin multo malim meus michi stilus sit, incultus licet atque horridus, sed in morem togae habilis, ad mensuram ingenii mei factus, quam alienus, cultior ambitioso ornatu sed a maiore ingenio profectus atque undique defluens animi humilis non conveniens stature. Omnis vestis histrionem decet, sed non omnis scribentem stilus; suus cuique formandus servandusque est, ne vel difformiter alienis inducti vel concursu plumas suas repetentium volucrum spoliati, cum cornicula rideamur.“

nicht widerstreiten, wenn die Betonung auf der Selbständigkeit der Verarbeitung liegt und dieser Teile läßt sich dann mit dem Aus-sich-herauspinnen herausstreichen.¹³¹ Wie dem im Einzelnen auch sei: In jedem Fall ist bei Petrarca das Aus-sich-herauspinnen anders als in der Kritik an der Scholastik wie etwa bei Bacon nicht pejorativ gemeint.

Man kann diesem Aus-sich-herausspinnen weiter nachgehen. Es handelt sich um eine Metapher, der ein langes Leben bis in die Jetztzeit beschieden ist, auch wenn sich die Rahmung ihrer Verwendung geändert, abgekürzt bereits früh mit dem Ausdruck (etwa metaphysische) Hirngespinnst bezeichnet. Vergleichsweise häufig kommt die Metaphorik bei Wilhelm Dilthey zum Einsatz. So etwa in seinem *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*:

Das historische Bewußtsein von der Endlichkeit jeder geschichtlichen Erscheinung, jedes menschlichen oder gesellschaftlichen Zustandes, von der Relativität jeder Art von Glauben, ist der letzte Schritt zur Befreiung des Menschen. Mit ihm erreicht der Mensch die Souveränität, jedem Erlebnis seinen Gehalt abzugewinnen, sich ihm ganz hinzugeben, unbefangen, als wäre kein System von Philosophie oder Glauben, das Menschen binden könnte. Das Leben wird frei vom Erkennen durch Begriffe; der Geist wird souverän allen Spinnweben dogmatischen Denkens gegenüber. [...] Und der Relativität gegenüber macht sich die Kontinuität der schaffenden Kraft als die kernhafte historische Tatsache geltend.¹³²

Oder in der *Einleitung in die Geisteswissenschaften*:

¹³¹ So scheint es dann bei Georg Philipp Harsdörffer, *Poetischer Trichter. Die teutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in 6 Stunden einzuzugiesen Theil I.* Nürnberg 1650 (ND Darmstadt 1969), wohl der Fall zu sein (S. 16): „[...] daher jener recht gesagt/ es müsse der Poet erstlich seyn gleich dem Bien/ das von allen Blumen Honig machet; nachmals gleich dem Seidenwurm/ der von sich selbst den köstlichen Faden spinnt.“

¹³² Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* [1883]. In: *Id., Gesammelte Schriften. VII. Bd.* Stuttgart/Göttingen 1958, S. 290/91.

Metaphysik, als Theologie, war das reale Band gewesen, welches im Mittelalter Religion, Wissenschaft und Kunst, die verschiedenen Seiten des geistigen Lebens, zusammengehalten hatte: nun wurde dies Band gesprengt. Das intellektuelle Leben der neuen Völker war so weit herangewachsen und ihr Verstand durch die Scholastik so diszipliniert für die Forschung um der Forschung willen, daß eingeschränktere Aufgaben vermittels strengerer Methoden gestellt und auch gelöst zu werden begannen. *Die Zeit selbständiger Entwicklung der Einzelwissenschaften war gekommen.* Die Ergebnisse der positiven Epoche der alten Welt konnten aufgenommen werden. Wo ein Archimedes, Hipparch und Galen den Faden positiven Forschens fallen gelassen, konnte er wieder angeknüpft werden. Altertum und Mittelalter haben in der Wissenschaft die Antwort auf das Rätsel der Welt, in der Wirklichkeit die Verkörperung der höchsten Ideen gesucht; so war die Betrachtung der idealen Bedeutung der Erscheinungen mit der Zergliederung ihres ursächlichen Zusammenhangs vermischt worden. Indem jetzt die Wissenschaft sich von der Religion loslöste, ohne sie ersetzen zu wollen, trat die kausale Forschung aus dieser falschen Verknüpfung und näherte sich den Bedürfnissen des Lebens. Man war des abstrakten Schließens auf transzendente Objekte, der metaphysischen Spinnewebe, welche vom Diesseits zum Jenseits gezogen worden waren, satt, und doch dauerte das aufrichtige Ringen nach der Wahrheit hinter den Erscheinungen fort. So wandte sich nun der Romane den Erfahrungen der äußeren Natur und des Weltlebens, der nordische Mensch zunächst der lebendigen religiösen Erfahrung zu.¹³³

Schließlich:

Ein kunstvolles logisches Gespinnst, von innen herausgesponnen und nun bodenlos in der leeren Luft schwebend — glaubt man, daß ein solches Spinnewebe sicherer und fester sein werde als eine Erkenntnistheorie, welche sich allgemeingültiger und fester Sätze bedient, die aus Anschauungen in den Einzelwissenschaften schon abgeleitet und bewährt sind?¹³⁴

Diese Beispiele, die nicht vermehrt werden müssen, zeigen, dass die negative Konnotation der Metapher anhält. Aber die Metaphorik erlangt, zweifellos Dilthey auch bekannt, eine bestimmte positive Konnotation.

¹³³ Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften [1883]. In: Id., Gesammelte Schriften I. Bd., Göttingen 1966, S. 356.

¹³⁴ Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie [1894]. In: Id., Gesammelte Schriften. V. Bd. Stuttgart/Göttingen 1968, S.139-240, hier S. 150/51.

I.3. Humboldt: Aus-sich-selbst-spinnen, nun aber positiv

Mein zweites Haupt-Beispiel stammt aus den metaphernreichen sprachphilosophischen Darlegungen Wilhelm von Humboldts. Dabei nutzt er Metaphern sowohl um die aus seiner Sicht irrigen oder falschen Auffassungen von Sprache zu charakterisieren als auch zur Darlegung seiner eigenen Ansichten.¹³⁵ Die Metapher, um die es hier geht, verwendet er allein zur positiven Charakterisierung seiner eigenen Auffassung – mitunter ist sie als „erster Hauptsatz“ seiner Auffassungen über die Sprache angesprochen worden¹³⁶: „Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt.“¹³⁷ Humboldt verwendet diese Metapher, wenn ich es richtige

¹³⁵ Die Untersuchungen zum Metapherngebrauch hinsichtlich der Beschreibung von Sprache ist oftmals nur zusammenstellend, weniger im Einzelnen analysierend, vgl. u.a. Hubert Ivo, Warum über Sprache metaphorisch reden? Zum wissenschaftstheoretischen Status eines Metaphernfeldes in der Kawi-Einleitung. In: Rudolf Hoberg (Hg.), Sprache und Bildung. [...]. Darmstadt 1987, S. 87-140, Hartmut Schmidt, Sprachwissenschaftliche Metaphorik bei Wilhelm von Humboldt und Jacob Grimm. In: Arwed Spreu (Hg.), Humboldt-Grimm-Konferenz [...]. Bd. 2. Berlin 1986, S. 49-64, Id., Zum Metapherngebrauch in deutschen sprachwissenschaftlichen Texten des 19. Jahrhunderts. In: Brigitte Schlieben-Lange et al. (Hg.), Europäische Sprachwissenschaft um 1800. [...]. Bd. 1. Münster 1989, S. 203-227.

¹³⁶ So Bruno Liebrucks, Sprache und Bewusstsein. Bd. 2: Sprache. Wilhelm von Humboldt. Frankfurt/M. 1965, S. 82 oder S. 94.

¹³⁷ Humboldt, Grundzüge des allgemeinen Sprachtyps [1824-1826]. In: Id., Gesammelte Schriften [...]. Erste Abt. Bd. V. Berlin 1906, S. 364-475, hier S. 387/88; wörtlich hiermit übereinstimmend Id., Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts [1830-1835]. In: Id., Gesammelte Schriften. I. Abt., Bd. VII. Berlin 1907, S. 1-344, hier S. 60, auch Id., Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus [1827-1829]. In: Id., Gesammelte Werke. I. Abt. Bd. VI. Berlin 1907, S. 111-303, hier S. 180, hier nur statt „Volk“ „Nation“; allerdings unterscheidet Humboldt (mitunter) zwischen *Volk*, *Nation* und *Staat*: „[...] so bezieht sich das erste auf den Wohnsitz und das Zusammenleben, das zweite auf die Abstammung, das letzte auf die bürgerliche Verfassung“, auch ebd., S. 187, sowie S.

sehe, drei Mal ohne auffallende Variation. Sicherlich gibt es andere Metaphernverwendungen, die bei ihm eine größere Häufigkeit besitzen wie – *Organ*, *Werkzeug*, *Instrument*, *Organismus*,¹³⁸ so es sich überhaupt um Metaphern handelt und nicht um einen vagen, aber wörtlichen Gebrauch (so bei *Organismus* in der Nachfolge Kants als ein Ganzes, dass seinen Teil vorausgeht und dessen Teile nur möglich sind im Bezug auf das Ganze und die sich wechselseitig aus der eigenen Kausalität hervorbringen): Humboldt legt gelegentlich auch fest, was er bei seiner Verwendung des Ausdruck *Werkzeug* nicht verbunden wissen will: Werkzeug als entstanden aus einer zwischenmenschlichen Verabredung oder Sprache als Werkzeug in dem Sinn, dass das zuvor deutlich Gedachte nur in Worte gekleidet werden würde oder Sprache als entstanden aus dem ‚Bedürfnis gegenseitiger Hilfeleistung‘. An anderer Stelle ist ihm Sprache weniger Instrument oder Mittel als vielmehr *Zweck* und der Sprachforscher, der sich mit dem ‚Bau‘, der ‚Struktur‘, dem ‚Organismus‘ von Sprache beschäftigt, beschäftigt sich mit ihr als einem noch unbenutzten ‚Werkzeug‘. Erst der Sprachgebrauch entscheidet, was daraus wird.¹³⁹

Seine Spinnen-Metapher bringt etwas zum Ausdruck, das für Humboldts Sprachauffassung – etwa als ‚Organ des Denkens‘¹⁴⁰ – als spezifisch erscheint. Dabei soll hier unberücksichtigt bleiben, dass seit Rudolf Haym und Heymann Steinthal Wilhelm von Humboldts Wissenschaftsprosa bei aller

125/26, zum sich verändernden und vagen Sprachgebrauch bei Humboldt auch Jochem Hennigfeld, Volk, Staat und Nation bei Wilhelm Humboldt. In: Rudolf Burger et al. (Hg.), Gesellschaft, Staat, Nation. Wien 1996, S. 77-90. Nach Humboldt ist die Gleichartigkeit der Nationalsprachen allein dadurch zu erklären, dass ‚auf die Sprache in derselben Nation eine gleichwertige Subjektivität einwirkt‘, Id., Über die Verschiedenheit [1830-1835], S. 60.

¹³⁸ In vielfacher Hinsicht nicht unproblematisch Hartmut Schmidt, Die lebendige Sprache. Zur Entstehung des Organismuskonzepts. Berlin 1986.

¹³⁹ Vgl. Humboldt, Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung [1820]. In: Id., Gesammelte Schriften. [...] Erste Abt. Bd. IV. Berlin 1905, S. 1-35, hier S. 13, Anm. 1: ‚Solange man sich nur mit dem Organismus der Sprache beschäftigt, betrachtet man sie bloss als Werkzeuge zu möglichem Gebrauch. Was aus ihnen werden kann, muss erst dieser entscheiden.‘

¹⁴⁰ Humboldt, Über die Verschiedenheit [1827-1829], S. 179.

sprachphilosophischen Würdigung immer wieder in der einen oder anderen Hinsicht Kritik als überaus schwer verständlich und nicht leicht rekonstruierbar hinsichtlich der vertretenden Ansichten gefunden hat.¹⁴¹ Um die Spinnen-Metapher im Rahmen seiner argumentativen Darlegungen zu deuten, wäre mithin auf größere Teile seiner sprachphilosophischen Überlegungen zurückzugreifen. Ich beschränke mich darauf, drei Momente bei Humboldts Versuch, mit Hilfe dieser Metapher den Gedanken der einen jeden Sprache „eigenthümliche Weltsicht“ auszudrücken. Das erste ist das Aus-sich-selbst-heraus-spinnen, das zweite der Gedanke, dass sich dabei immer auch ein Einspinnen vollzieht, das dritte, dass man dieses Eingesponnensein – es zieht einen „Kreis“¹⁴² („von allen Seiten [...] umstrickt“¹⁴³) – nicht (mehr oder weniger kontinuierlich) verlassen, sondern nur ersetzen kann durch ein erneutes Sich-Einspinnen.¹⁴⁴ Das Erlernen einer Fremdsprache erlaube freilich nur „bis auf einen gewissen Grad“ die Einnahme eines neuen ‚Standpunktes‘.¹⁴⁵ Das Sich-Äußern – *Energeia* – im Zuge des Sprechens und damit das Erzeugen von Sprache erscheint zugleich als ein Sich-Hineinstellen in eine jeweils besondere Sprache – *Ergon* –, die wie ein „Kreis“ um das „Volk“, die „Nation“ gezogen sei. Humboldt zufolge schafft der

¹⁴¹ Hierzu u.a. Hubert Ivo, Wilhelm von Humboldts Sprache des Diskurses. Zwischen Weltansichten und allgemeiner Grammatik. In: Kodikas/Code 11 (1988), S. 67-104

¹⁴² Nur hingewiesen sei darauf, dass das in etwa dem lateinischen *sphaera* entsprechen könnte: So spricht Alexander Gottlieb Baumgarten von der vom Empfindungskreis (*sphaera sensationis*), vgl. Id., *Metaphysica*. Ed. VII. Halle 1779 (ND Hildesheim 1963), § 537 (dort auch „Empfindungspunkt“, „punctum sensationis“); bei Kant findet sich der Ausdruck *Sphäre* dann im Rahmen der Begriffslehre.

¹⁴³ Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtyps* [1824-1826], S. 421.

¹⁴⁴ Vgl. z.B. Humboldt, *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt*. Hg. von Siegfried Seidel. II. Bd. Berlin 1962, S. 206/07 [1800]: „Die Sprache stellt offenbar unsre ganze geistige Tätigkeit subjektiv (nach der Art unsres Verfahrens) dar, aber sie erzeugt auch zugleich die Gegenstände, insofern sie Objekte unsres Denkens sind [...]. Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet oder vielmehr seiner dadurch bewusst wird, dass er eine Welt von sich abschneidet.“

¹⁴⁵ Humboldt, *Über die Verschiedenheit* [1830-1835], S. 60.

Geist das Wort aus „reiner Energie“ und damit ganz aus sicher selber, „im eigentlichsten Verstande aus dem Nichts“.¹⁴⁶

Allerdings stellt sich die Frage, in welchem Sinn sich im Rahmen der Spinnen-Metapher von einem Sich-Einspinnen sprechen lässt. Die Spinne bleibt immer „ausen vor“ ihrem Netz, sie spinnt sich nicht ein. „In sich einspinnen“ kann nur die Seidenspinne, sie spinnt sich mit dem, ebenfalls aus sich selbst erzeugten Faden in ihren Kokon ein. Würde die metaphorische Stelle hier aufhören, müsste man nicht von einer Spinnenmetapher, sondern einer „Seidenraupenmetapher“ bei Humboldt sprechen. Entweder fasst man das auf als eine Verbindung zweier unterschiedlicher Metaphern oder als metaphorischer Gebrauch in einer Metapher. Näher liegt die zweite Option: Deutet man dann die Metapher in der Metapher, so ist mit „Einspinnen“ zum einen die Bildung eines „Kreises“ gemeint, zum anderen weist das Einspinnen auf eine bestimmte Positionierung der Spinne selbst; beides erscheint als Folgen der Vorstellung eines Sich-Einspinnens. Es handelt sich dabei nicht um einen geometrische Gestalt, sondern um ein Gebilde, das von einem Kreismittelpunkt ausgehend mit unterschiedlichen Radien eine ungleiche Kreislinie bilden kann und damit auch stärker individualisiert erscheint.

Die Spinnen-Metaphorik dient so dazu, den Grundgedanken der Zusammengehörigkeit von Sprache und Denken zum Ausdruck zu bringen.¹⁴⁷ Von den drei unterschiedenen Momenten – das (individuelle) Erzeugen von Sprache, das Sich-Einspinnen, dass dem Erzeugten ein bestimmter ‚Holismus‘ eigen sei¹⁴⁸ –

¹⁴⁶ Humboldt, Aeschilos Agammemnon [1816]. In: Id., Gesammelte Schriften. I. Abt., Bd. VIII. Berlin 1909, Einleitung, S. 130

¹⁴⁷ Humboldt, Über die Verschiedenheit [1830-1835], S. 46ff.

¹⁴⁸ Vgl. z.B. ebd., S. 70: Ausgehend von einem „Vorgefühl des ganzen Systems“ ließe sich „die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andern und alle mit dem ganzen in mehr oder weniger deutliche erkennbarem Zusammenhänge stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, [...], immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctartig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen muss, im gleichen Augenblick gegenwärtig.“

erscheint das erste als ein bei der Spinne vertrautes Moment, allerdings mit dem gewichtigen Unterschied, dass es von Humboldt nicht negativ konnotiert ist oder gar dazu dient, eine abzulehnende Auffassung durch metaphorische Charakterisierung zu kritisieren: „Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nichts anders hervorbringen kann, als ich es thue [...]“¹⁴⁹ Beides ist der Spinne zuschreibbar: Sie bringt aus sich heraus hervor und zugleich kann sie „nichts anders hervorbringen“.

Die beiden anderen Momente finden scheinbar bei der herkömmlichen Verwendung der *Metapher der Spinne* keinen Hintergrund – doch das trügt. Das zweite Moment meint eine Begrenzung: Das Spinnennetz stellt den Kontakt der Spinne her zu der für sie prinzipiell nur wahrnehmbaren Welt oder der Welt, auf die sie reagieren kann – ebenso die Sprache, die als Mittlerin der Aufnahme erscheint:

Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äusserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten.. [...] Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln [sic] in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliesslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt.¹⁵⁰

Dieses vom ersten klar zu separierende Moment ist in der Spinnenmetaphorik mitunter bereits zuvor gegenwärtig. Nicht selten ist das der Fall im 18. Jahrhundert, und zwar im Zuge der Aufnahme der antiken metaphorischen Umschreibung des Hegemonikons: „Wie die Spinne in der Mitte des Netzes alle Anfänge der Fäden mit den Füßen festhält, so daß sie sofort bemerkt, wenn irgendwo ein kleines Tier in das Gewebe hineingerät, so hat das Hegemonikon der Seele, das in der Mitte, im Herzen, seinen Sitz hat, die Anfänge der Sinnesorgane in sich, damit es, wenn diese etwas

¹⁴⁹ Humboldt, Über die Verschiedenheit [1827-1829], S. 182

¹⁵⁰ Humboldt, Über die Verschiedenheit [1830-1835], S. 60.

melden, davon unmittelbar Kenntnis erlangt.¹⁵¹ – Im Mittelalter findet sich die alternative Metapher des Königreichs, des *Regnum*, allerdings mit anderen herausgestellten Aspekten.¹⁵²

Die Pointe dieses Spinnen-Vergleichs scheint darin zu liegen, dass sich die Seele nicht an einer fixierten Stelle des Körpers befindet, sondern sie sich frei dorthin bewegen kann, wo Empfindungen sind. Im 18. Jahrhundert dient es zur Beschreibung des ‚inneren Organs‘, vor allem im Zusammenhang mit der Frage, inwieweit Empfindungen sich an einem Ort – etwa dem des Seelenorgans (*sensorium commune*) – zu einer einheitlichen Wahrnehmung zusammenfassen lassen. Dieses innere Organ sei „wie die Spinne, die wir in der Mitte ihres Netzes hängen sehen, [die] sofort von allen bemerkenswerten Veränderungen benachrichtigt“ werde.¹⁵³

¹⁵¹ Vgl. Heraklit, fr. 22 B 67a (Diels), Chryssipus, SVF II, 879, S. 236, 12-17, Übersetzung nach Max Pohlenz, *Stoa und Stoiker* [...]. Zürich 1960, S. 78. Dazu u.a. Walther Kranz, Gleichnis und Vergleich in der frühgriechischen Philosophie. In: *Hermes* 73 (1938), S. 99-122, insb. S. 112-113, Olof Gigon, *Der Ursprung der griechischen Philosophie von Hesiod bis Parmenides*. Zweite Auflage. Basel/Stuttgart (1945) 1968, S. 233/34, Francesco Adorno, Sul significato del termine *ἡγεμονικόν* in Zenone stoico. In: *La parola del passato* 14 (1959), S. 26-41, zudem Karl-Hermann Rolke, Die bildhaften Vergleiche in den Fragmenten der Stoiker von Zenon bis Panaitos. Hildesheim 1975, S. 405-407; in seiner Rezension der *Stoicorum veterum fragmenta*, vgl. Pohlenz, [Rez.] in: *Berliner Philologische Wochenschrift* 23 (1903), S. 961-972, findet sich der Hinweis auf eine mittelalterliche Aufnahme des Bildes (Sp. 971). Julius Rocca, *Galen on the Brain: Anatomical Knowledge and Physiological Speculation in the Second A.D.* Leiden 2003, „Hellenistic Medicine and the *hegemonikon*“, S. 31-41; Tertullian, *Liber de Anima* (PL 2, Sp. 641-752), stellt sich die Frage, ob es in der Seele eine bewusste höchste Stelle gibt, sogenannte *Hegemonikon*, cap. XV, Sp. 670-672: mit dem Beginn: „In primis an sit aliquis summus in anima gradus vitalis, et sapientialis, quod ἡγεμονικὸν appellant, id est principale, si negetur, totus animae status periclitatur.“ Ein Vergleich mit der Spinne findet sich bei ihm nicht.

¹⁵² Vgl. u.a. Ernst Stadter, Die Seele als ‚Minor Mundus‘ und als ‚Regnum‘. Ein Beitrag zur Psychologie der mittleren Franziskanerschule. In: Paul Wilpert (Hg.), *Universalismus und Partikularismus im Mittelalter*. Berlin 1968, S. 56-72, Roiland J. Teske, *The Will as king over the Powers of the Soul: Uses and Sources of an Image in the Thirteenth Century*. In: *Vivarium* 32 (1994), S. 62-71.

¹⁵³ Denis Diderot, *Über die Natur* [Pensées sur l'interprétation de la nature, 1754]. Frankfurt/M. (1961) 1989, S. 99, auch bei Id., *D'Alemberts Traum* [La rêve d'Alembert, 1769, aber erst 1830 erschienen]. In: Id., *Philosophische Schriften*. Hg. Theodor Lücke. Berlin, Bd. 1, S. 548 und S. 557/58; Herbert Dieckmann, Théophile Bodeau und Diderots

Berits Hobbes hat dieses Metaphorik ins politische gewendet: „[...] deshalb sind diese Späher für das Wohl des Staates ebenso notwendig wie die Lichtstrahlen für das Wohl des Menschen. Auch kann man sie mit Spinnweben vergleichen, die, nach allen Seiten mit feinsten Fäden ausgebreitet, der in ihrer kleinen Höhle sitzenden Spinne die äußern Vorgänge anzeigen; die Herrscher können ohne solche Späher so wenig wissen, was zum Schutz der Untertanen angeordnet werden muß, wie jene Spinnen ohne die Bewegung ihrer Fäden nicht wissen können, wann sie herauskommen und wohin sie eilen sollen.“¹⁵⁴

Kant referiert diese Auffassung in den *Träumen eines Geierstehers* 1766 – allerdings kritisch: „Die Seele des Menschen hat ihren Sitz im Gehirne, und ein unbeschreiblich kleiner Platz in demselben ist ihr Aufenthalt. Dasselbst empfindet sie wie die Spinne im Mittelpunkte ihres Gewebes. Die Nerven des Gehirnes stoßen oder erschüttern sie, dadurch verursachen sie aber, daß nicht dieser unmittelbare Eindruck, sondern der, so auf ganz entlegene Teile des Körpers geschieht, jedoch als ein außerhalb dem Gehirne gegenwärtiges Objekt vorgestellt wird. Aus diesem Sitze bewegt sie auch die Seile und Hebel der ganzen Maschine, und verursacht willkürliche Bewegungen nach ihrem Belieben“. Kommentierend fügt er hinzu: „Dergleichen lassen sich nur sehr seichte oder gar nicht beweisen und, weil die Natur

Rêve D'Alembert. In: Romanische Forschungen 52 (1938), S. 55-122, geht zwar ausführlich auf den naturwissenschaftlichen Hintergrund ein, der zumeist Théophile Bordeau (1722-1776) in den Mund gelegt wird, aber auf diese Metaphorik nicht. - Ferner (Anonym) [Rez.] Versuch einiger praktischen Anmerkungen über die Nerven [...] von Jacob Friedrich Isenstamm [...]. Erlangen 1774. In: Allgemeine Deutsche Bibliothek 25/1 (1775), S. 303-313, hier 310, Karl Philipp Moritz, Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. In: ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΟΝ oder Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde 4 (1786), S. 99-115, hier S. 110: „Es ist das Wesen unserer Seele, so wie es zum Wesen der Spinnen gehört, sich zum Mittelpunkte ihres Gewebes zu machen.“ – Gian Battista Vico (1668-1744) verwendet diese Metaphorik allerdings als negative Charakterisierung in seiner kritischen Auseinandersetzung mit der cartesianischen Philosophie, vgl. Id., *Liber metaphysicus* [...1710]. Aus dem Lateinischen und Italienischen ins Deutsche übertragen von Stephan Otto und Helmut Viechtbauer [...]. München 1979, I, 3 (S. 53).

¹⁵⁴ Hobbes, *Vom Menschen* [De cive, 1647] In *Vom Menschen/ Vom Bürger* [...]. Eingeleitet und hg. von Günter Gawlick. Hamburg 1994, S. 59-327, Kap. XIII, 7 S. 207.

der Seele im Grunde nicht bekannt genug ist, auch nur ebenso schwach widerlegen.¹⁵⁵

Bei Humboldt nun liegt eine der Pointen darin, dass das Spinnennetz die ‚Grenzen‘ bestimmt: Nach herkömmlicher Auffassung nimmt die Spinne ihre Beute über ihre Beine aufgrund der beim Netz verursachten Vibrationen wahr.¹⁵⁶ Das, was nicht in Berührung mit dem Spinnennetz (respektive Sprache) kommt, ist für die Spinne auch nicht ‚wahrnehmbar‘, es gehört – mit einem Ausdruck Humboldts im Blick auf Sprache – nicht zur ihrer ‚Weltansicht‘.¹⁵⁷ Genau diesen Aspekt stellt unter anderen Paul Henry Thiry D’Holbach in seinem *Système de la nature* heraus:

Wir empfinden nur vermittelst der Nerven, die in unserem Körper verzweigt sind, welcher selbst sozusagen nur ein großer Nerv ist und einem großen Baum gleicht, dessen Zweige mit Hilfe des Stammes die Wirkung der Wurzeln erfahren. Beim

¹⁵⁵ Kant, *Träume eines Geistersehers* [1766], A21/22 (ed. Weischedel, Bd. 1, S. 923-989, hier S. 932/33). Zu Lokalisierungen in dikreten Regionen im Gehirn oder in seinem Ganzen Walther Riese und Ebbe C. Hoff, *A History of the Doctrine of Cerebral Localization. Sources, Anticipations, and Basic Reasoning*. In: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 5 (1950), S. 50-71.

¹⁵⁶ Aristoteles, *Hist animal*, 623a

¹⁵⁷ Nur ein Beispiel: Humboldt, *Über die Verschiedenheit* [1827-29], S. 179, wo es heißt, „auf die Sprache in derselben Nation“ wirke „eine gleichartige Subjectivität“ ein und so liege „in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht.“ Das meint nicht, dass es nicht eine von der Sprache unabhängiges Erkennbares gibt; nur hierzu führt er Zugang über die Sprache, vgl. z.B. Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium* [1820/21]. In: Id., *Gesammelte Schriften* [...]. Erste Abt. Bd. IV. Berlin 1905 Werke 4. Bd, S.1-34, hier S. 27: „Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geist zu erarbeitende Feld, zwischen allen Sprachen, und unabhängig von ihnen, in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objektiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. [...] Dies ist nur mit und durch Sprache möglich.“ Die „Sprache“ als einem „Werk der Nation“ tritt auf der einen Seite (dadurch) der „Summe des Erkennbaren“ als subjectiv“ gegenüber, aber dem Menschen auf der anderen Seite, da sich in jeder „Sprache“ ein „Anklang der allgemeinen Natur des Menschen“ finde, „als objectiv“ gegenüber. Zwar könne keine der „Sprachen“ ein „vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit sein“, doch nähere sie sich „immerfort diesem Ziel“. – Der Ausdruck *Weltansicht* wird, wenn ich es richtig sehe, an keiner Stelle bei von Humboldt näher bestimmt; zudem scheint er „Weltvorstellung“, aber auch „Weltanschauung“ und „Weltvorstellung“ synonym zu verwenden.

Menschen vereinigen und verlieren sich die Nerven im Gehirn; dieses innere Organ ist der wahre Sitz des Gefühls; es wird ebenso wie bei der Spinne, die wir in der Mitte ihres Netzes hängen sehen, sofort von allen bemerkenswerten Veränderungen benachrichtigt, die sich am Körper ereignen, bis zu dessen äußeren Teilen es seine Fäden oder Zweige ausbreitet.

Die ‚Grenze‘ spricht er dabei explizit an: „Die Erfahrung zeigt uns, daß der Mensch in den Teilen des Körpers aufhört zu empfinden, deren Verbindung mit dem Gehirn unterbrochen ist; er empfindet mangelhaft oder überhaupt nicht, wenn dieses Organ zerstört oder zu heftig affiziert wird.“¹⁵⁸ Im Hintergrund steht bei ihm die Annahme von Notwendigkeit und Zusammenhang in der Natur: „Jede Ursache bringt eine Wirkung hervor; [...] man muß daraus schließen [...], daß alle Erscheinungen notwendig sind und daß jedes Ding der Natur unter den gegebenen Umständen und gemäß den ihm gegebenen Eigentümlichkeiten nicht anders wirken kann, als es wirkt. Die Notwendigkeit ist die unfehlbare und beständige Verbindung der Ursachen mit ihren Wirkungen.“ Sowie: „Wir müssen zugeben, daß es keine unabhängige Energie, keine isolierte Ursache, keine losgelöste Wirkung in der Natur geben kann, in der alle Dinge ohne Unterbrechung aufeinander wirken, in einer Natur, die selbst nur ein ewiger Kreislauf von Bewegungen ist, welche notwendigen Gesetzen zufolge mitgeteilt oder empfangen werden.“

Ein anderes Beispiel, das Humboldt wohl gekannt haben könnte, freilich unterschlägt er notorisch seine Quellen,¹⁵⁹ bietet Herder in seiner Sprachursprungsschrift:¹⁶⁰

¹⁵⁸ D’Holbach, System der Natur oder von den Gesetzen der physischen und der moralischen Welt [Système de la nature, 1770]. Frankfurt/M. (1960) 1978, 1. Teil, 8. Kap. (S. 92/93).

¹⁵⁹ Mitunter lässt sich aus dem Briefwechsel zeigen, dass er bestimmte Werke gekannt hat; im Fall etwa von Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, allerdings wenig wohlwollend erwähnt, vgl. Id., An Christian Gottfried Körner. Zur philosophischen Geschichte der Menschheit. (in: Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. V, S. 173), der Brief ist vom 19. 11. 1793; ferner Humboldt, Briefe an Karl Gustav von Brinkmann. Hg. und erläutert von Albert Leitzmann. Leipzig 1939, S. 72; Brief vom 19. 12. 1793; Alexander von Humboldt scheint Herders *Über den Ursprung der Sprache* gelesen und sehr geschätzt zu haben („Herders vortreffliche Preisschrift“), in einem

Jedes Thier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es Lebenslang bleibt, und stirbt: nun ist es aber sonderbar, daß, je schärfer die Sinne der Tiere, je stärker und sichrer ihre Triebe und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: desto einartiger ist ihr Kunstwerk. [...]. Die Spinne webet mit der Kunst der Minerve; aber alle ihre Kunst ist auch in diesen engen Spinnraum verwebet; das ist ihre Welt!¹⁶¹

Die Sprache ist das Spinnennetz, freilich nicht in dem Sinn, wie nicht selten Theorien als Netze (als Fangnetze) bezeichnet werden – diese Netz mit dem Spinnennetz zu identifizieren, ist irreführend, wenn man nicht den Unterschied beispielsweise zwischen einem aktiven und einem passiven ‚Fangen‘ beachtet¹⁶² –, sondern in dem Sinn, dass mittels Sprache für den Menschen die Wirklichkeit erst

Schreiben vom 14. 7. 1788 in: Ilse Jahn und Fritz G. Lange (Hg.), *Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787-1799*. Berlin 1973, S. 16.

¹⁶⁰ Vgl. zur strittigen Frage der Beeinflussung Humboldts durch Herder u.a. Helmut Gipper, Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit in der Geschichte der Sprachwissenschaft. Zum Streit um das Verhältnis Wilhelm von Humboldts zu Herder. In: Horst Geckeler et al. (Hg.), *Logos Semantikos* [...]. Berlin/New York/Madrid 1981, S. 101-115, ferner Kurt Mueller-Vollmer, *From Sign to Signification: The Herder-Humboldt Controversy*. In: Wulf Koepcke (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Language, History, and the Enlightenment*. Columbia 1990, S. 9-24; vgl. auch allgemein Paul R. Sweet, *Wilhelm von Humboldt. A Biography*. Vol. I. Ohio 1978, S. 142-145.

¹⁶¹ Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* [1771]. Text, Materialien, Kommentar von Wolfgang Proß. München o.J., S. 22/23. – Herder spricht mehrfach im Blick auf die ‚Natur‘ von einem „von innen heraus“, vgl. u.a. Herder, *Fragmente zu einer „Archäologie des Morgenlandes“* [1769] (*Werke*, ed. Suphan, S. 1-128), u.a. (S. 86): „Natur – Jedes Diener Werke machtest Du Eins und vollkommen und nur sich selbst gleich. Du arbeitetest es von innen heraus“, (S. 99): über die Zelle der Biene sowie das Gespinst der Raupe: „[...] und wodurch arbeitete die Natur jenes aus? Durch innere organische Kräfte, [...] Theile von innen heraus gaben die Grundlage her“, (S. 129): „Im Innern liegt der Grund des Äußern, weil durch organische Kräfte alles von innen heraus gebildet ward“, sowie (S. 209): „[...] da aber die Lebenskraft von innen heraus wirkt.“ – Bei Jean-Jacques Rousseau, *Emil oder über die Erziehung* [1762]. Paderborn (1971) ¹³1998, 2. Buch, S. 58, heißt es: „Laßt uns den Radius unseres Kreises genau abmessen und im Mittelpunkt desselben wie eine Spinne in der Mitte ihres Netzes bleiben; dann werden wir uns immer selbst genug sein und uns nicht über unsere Schwäche zu beschweren brauchen, weil wir sie nie empfinden werden.“

¹⁶² Das Bild der Wissenschaft, die Netze auswirft, findet sich z.B. bei Jacob Grimm, *Über den Ursprung der Sprache* [1851]. In: Id., *Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen* [...]. München 1984, S. 155-189, hier S. 156.

fassbar, denkbar und artikulierbar werde. Sie ist es dann, die die einströmenden Umweltreize zu gliedern und zu vergegenwärtigt und so zu reagieren ermöglicht.

Das dritte Moment, also eine Art von ‚Holismus‘,¹⁶³ findet sich ebenfalls bei D’Holbach und drückt sich darin aus, dass aufgrund der Vernetzung des Spinnennetzes an jedem Punkt in ihm die Spinne Kontakt zu jedem seiner Teile besitzt – ohne Begrenzung bei Leibniz: „Infolgedessen verspürt jeder Körper alles, was in der Welt geschieht, derart, daß derjenige, der alles sieht, in jedem einzelnen lesen könnte, was überall geschieht, ja selbst das, was geschehen ist oder geschehen wird, indem er im gegenwärtigen das nach Zeit und Ort entfernte bemerkt. [...]“¹⁶⁴ Eventuell diese Stelle meinend, heißt es bei Herder in seinen *Wahrheiten aus Leibniz*: „Die Vorstellungskraft aller Elemente hat auch Wolf nicht annehmen wollen, und doch ist das Universum als Ganzes, dessen Teile aufs äußerste verbunden sind, und das an dem Faden der Spinnenwebe so gut hängt, als an der Kraft, die Planeten nach der Sonne schwingt.“¹⁶⁵ Humboldt vergleicht in seiner *Abhandlung Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* die Sprache „mit einem ungeheueren Gewebe“, „in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhang stehen“.¹⁶⁶

Freilich gibt es eine ‚Implikation‘ des Spinnenbeispiels bei Humboldt, von der man bei seinem metaphorischen Gebrauch vollkommen *absehen* muss; es

¹⁶³ Vgl., auch Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus* [1830-1835], S. 71: „Man kann Sprache mit einem ungeheueren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem anderen und alle mit dem ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen.“

¹⁶⁴ Leibniz, *Monadologie* [verf. zwischen 1672 und 1676, 1720]. In: Id., *Vernunftprinzipien* [...]. Hamburg (1956) 1969, S. 26-69, hier § 61 (S. 55).

¹⁶⁵ Herder, *Werke*. Bd. II. [...]. München 1987, S. 32-48, hier S. 32. – Herder liebte offenkundig Metaphern des Fadens, des Webens, des Gewebes, aber auch des Spinnengewebes.

¹⁶⁶ Humboldt, *Über die Verschiedenheit* [1830-1835], S. 71.

widerstreitet ihm sogar und lässt sich auch nicht interpretatorisch integrieren. Zum einen ist es das Sich-selbst-verzehren – etwa wie die Kerze, die zugleich allerdings leuchtet (nützt). Dabei kann dann auch die Vorstellung prägend sein, dass beim Spinnen des Fadens (automatisch) eine Verkürzung des ‚Lebensfadens‘ stattfinden würde, so dass das Spinnen sich selbst verzehrend zu ihrem eigenen Tod führe, sie sich dem Tod entgegenspinnt. Zum anderen kann das Einspinnen erscheinen als Einbinden in einen Kerker – die Sprache als Gefängnis. Wichtiger freilich ist ein anderes Moment des Widerstreits. Nach Humboldt hat die Ausbildung und Fortbildung von Sprache eine eminent *soziale* Komponente, da die Sprache nur gesellschaftlich entwickelt sei¹⁶⁷ und erst deshalb kann sie einschränkend wirken: Das Erzeugte tritt dem Erzeugenden, dem Sprechen, als etwas Begrenzendes, Fremdes gegenüber, was „in der Folge der Jahrtausende zu einer selbständigen Macht anwächst“: „Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist.“¹⁶⁸ Der „Macht“ der Sprache über das Individuum findet seine Grenzen in der „Gewalt“, die das Individuum über die Sprache besitzt.¹⁶⁹

¹⁶⁷ Ebd., S. 56.

¹⁶⁸ Ebd., S. 63; auch Id., Über die Verschiedenheit [1827-29], S. 180 (sowie S. 182): „Ich habe bisher mehr von dem Sprechen, als von der Sprache gehandelt. Aus dem Sprechen aber erzeugt sich die Sprache, ein Vorrath von Wörtern und System von Regeln, und wächst, sich durch die Folge der Jahrtausende hinschlingend, zu einer von dem jedesmal Rdeenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in egwisser Art unabhängigen Macht an.“

¹⁶⁹ Vgl. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus [1830-1835], S. 65: „In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer [...] *Macht* gegenüber, ein *Gewalt* des Menschen über sie Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kräfte anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluss liegt die *Gesetzmäßigkeit* der Sprache und ihre Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der *Freiheit*.“ Humboldt Rede von ‚Macht‘ und ‚Gewalt‘ ist versucht worden im Zusammenhang mit der entsprechenden Unterscheidung von Kant, *KdU* 102, zu sehen, vgl. Dietrich Gutterer, Konditionale Vernetzung und Spontaneität. Eine Erörterung des Sprachbegriffs Wilhelm von Humboldts. In: Hans-Werner Scharf (Hg.), *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken*. Essen 1989, S. 109-123.

Obwohl nach Humboldt die „Kraft des Einzelnen“, etwas gegen die „Macht der Sprache“ auszurichten, überaus „gering“ sei, ist es die „Bildsamkeit“ der Sprache, die es ihr ermögliche, „Formen“ unbeschadet dem „allgemeinen Verständnis“ aufzunehmen.¹⁷⁰ Selbst wollte man diese „Bildsamkeit“ mit der Elastizität des Spinnennetzes parallelisiert, bleibt, dass gerade das, was andere Tiere von außen aufnehmen, als haltbarer als das von Spinnen aus sich selbst Erzeugte. So konnte das Spezielle und Sprichwörtliche beim Spinnennetz gerade darin liegen, dass kleine Tiere sich in ihm verfangen, große hingegen es zerreißen können – Thomas Hobbes wendet das explizit im Rahmen seiner Überlegungen auf Sprache an: „[...] speech has something in it like a spider’s web, (as it was said of old of Solon’s laws) for by contexture of words tender and delicate wits are ensnared an stopped; but strong wits break easily throught them.“¹⁷¹ Mit Solons Gesetze spielt er auf eine Überlieferung in Plutarchs (45-125) *Vita Solonis* an – Hobbes kannte die *vitae parallelae* Plutarchs

¹⁷⁰ Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus [1830-1835], S. 64.

¹⁷¹ Hobbes, Elements of Philosophy. The First Section Concerning Body [Elementorum Philosophiae Sectio Prima de Corpore, 1655]. In: The English Works [...]. Now First Collected and Edited by Sir William Molesworth. Vol. I. London 1839, I, 3, 8, S. 36. Hobbes spielt hierauf mehrfach an: So etwa im Tacitus-Essay in seinen *Horae subsecivae*, vgl. Id., A Discourse of the Beginning of Tacitus. In: Id., Three Discourses. A Critical Modern Edition of Newly Identified Work of Young Hobbes. Edited by Noel B. Reynolds and Arlene W. Saxonhouse. Chicago/London 1995, S. 31-67, hier S. 49: „Nothing is more proverbial than that Laws are like Spider’s webs, only to hold the smaller Flies.“ Allerdings ist die Zuschreibung von den drei Essays aus dieser anonym veröffentlichten Sammlung umstritten, hierzu John C. Fortier, Hobbes and „A Discourse of laws”: The Perils of Wordprint Analyse. In: The Review of Politics 59 (1997), S. 861-887, dazu John L. Hilton, Noel B. Reynolds und Arlene W. Saxonhouse, Hobbes and “A Discourse of Laws”: Response to Fortier. In: ebd., S. 889-903, sowie J.C. Fortier, Last Word. In: ebd. S. 905-914. Oder in Hobbes, Leviathan Or The Matter, Forme and Power of A Commonwealth Ecclesiasticall and Civil. Reprinted from the Edition of 1651. With an Essay by the late W.G. Pogson Smith. Oxford (1909) 1958, part 2, ch. 27, S. 227: „[...] potent men, breaking through the Cob-web Laws of their Country, the weaker sort, and those that have failed in their Enterprises, have been esteemed the only Criminals; [...].“

–, die er Anarchasis zuschreibt (*Solon*, 5, 4-5)¹⁷²: Das Gesetzeswerk Solons sei wie ein Spinnennetz, das kleine Verbrecher fange, aber von den großen Verbrechern zerrissen werden könne.¹⁷³

Humboldts Verwendung der Spinnen-Metapher scheint dann sogar in der Hinsicht *kritisierbar* zu sein, da das Erzeugte eine Stabilität besitzen soll, die es als Spinnenngewebe gerade nicht hat und Humboldt betont denn auch an einigen Stellen, dass der Mensch zwar auf die Sprache einwirken könne, aber „wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache“ sei¹⁷⁴ – aber mehr noch: Die „Selbstthätigkeit“, nur „aus sich entspringend und göttlich frei“, bezieht er allein auf die „Sprache“ und nicht auf die „Sprachen“, die „als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig“ anzusehen seien¹⁷⁵ und die den „Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit“ sei „immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.“¹⁷⁶ Das würde eher der Tätigkeit der Bienen entsprechen. Hinzu kommt ein weiteres Moment. Es ist, dass die Sprache – einmal gebildet – dem Menschen entgegentritt als etwas, und zwar „wie die Natur selbst“ und im „Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten“, das für ihn eine „unerschöpfliche Fundgrube“ sei, „in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und grosse Genialität zeigt sich dieses

¹⁷² Auch überliefert in Diogenes Laertius, *Leben und Meinungen* [Ende des 2. Jh. n. Chr.], I, 58 (S. 31/32).

¹⁷³ Die Vorstellung, dass das Spinnennetz die Kleinen fängt, von den Großen aber zerrissen wird, scheint auch in der Emblematik beliebt gewesen zu sein, vgl. Arthur Henkel und Albrecht Schöne (Hg.), *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Stuttgart/Wiemar (1967 1996, Sp. 939-942).

¹⁷⁴ Humboldt, *Über die Verschiedenheit* [1830-1835], S. 64.

¹⁷⁵ Ebd., S. 17.

¹⁷⁶ Ebd., S. 47.

Erscheinung in der Wirklichkeit; [...].¹⁷⁷ Hierfür gibt es offenbar kein Pendant in dem Aus-sich-selbst-spinnen und dem Produkt, also dem Spinnenetz.¹⁷⁸

Es ist gängige Auffassung, dass metaphorischer Sprachgebrauch mehr oder weniger kreativen Sprachgebrauch darstellt und so wissenserweiternd sein kann. Allerdings muss man in zweierlei Hinsicht wesentlich einschränkender (als es mitunter geschieht) formulieren: Zum einen, ein metaphorischer Sprachgebrauch *kann* kreativ sein – dabei sollte *kreativ* auch nicht von vornherein als unvereinbar aufgefasst werden mit einer Art regelhaften oder regelartigen Erzeugen von Metaphern (wie es gemeinhin angenommen wird¹⁷⁹), die Güte eines metaphorischen Sprachgebrauchs lässt sich ihm immer nur retrospektiv zuschreiben und so kann das regelhafte Erzeugen (wie jedes andere Erzeugen in diesem Fall auch) sich auch nicht auf Güte eines solchen Sprachgebrauchs erstrecken. Der metaphorische Sprachgebrauch kann aber ebenso gut in die Irre führen und ‚Kreativität‘ behindern, zum anderen ist ihm der kreative Charakter immer erst im Nachhinein zuschreibbar: Sind ‚metaphorischer Sprachgebrauch‘ und ‚kreativer Sprachgebrauch‘ *unabhängig* voneinander definiert (mitunter geschieht das unausgesprochen gerade nicht), dann lässt sich keinem metaphorischen Sprachgebrauch von vornherein in diesem Sinn Kreativität zusprechen. Wie zu sehen sein wird, ist es eigentümlich, dass diejenigen, die betonen, Metaphern seien etwa in philosophischen oder anderen wis-

¹⁷⁷ Ebd., S. 62.

¹⁷⁸ Das heißt selbstverständlich nicht, dass Vorstellungen, des Aus-sich-selbst-Erzeugens immer mit der Spinne verbunden sind; in Humboldts, *Ästhetische Versuche I. Über Göthes Hermann und Dorothea* [1799] (Gesammelte Werke II, S. 132), spricht er vom „Geheimnis des Künstlers“, das darin bestehe, die „Einbildungskraft durch die Einbildungskraft“ zu entzünden, er müsse seinen Zuschauer oder seinen Leser nötigen, den Gegenstand „rein aus sich zu erzeugen, den er schildert“.

¹⁷⁹ Nur zwei Beispiel: Donald Davidson, *What Metaphors Mean*. In: Seldon Sacks (Hg.), *On Metaphor*. Chicago 1978, S. 29-46, hier S. 29: „there are no instructions for devising metaphors“, oder Ted Cohen, *Figurative Speech and Figurative Acts* [1975]. In: Mark Johnson (Hg.), *Philosophical Perspectives on Metaphor*. Minneapolis 1981, S. 182-199, hier S. 183: „metaphors cannot be generated mechanically“.

senschaftlichen Texten nicht nur ‚Beiwerk‘, ihnen sei ‚Rationalität‘ eigen,¹⁸⁰ in der Praxis diesem Postulat offenbar nur dadurch folgen können, indem sie die ‚Metaphern‘ selber wie ‚Begriffe‘ behandeln. Selbst wenn man ein Konzept des metaphorischen Wahrseins einführt,¹⁸¹ so ändert das nichts daran, dass metaphorische Rede zu einem großen Teil metaphorisch falsch ist.

Das Lob metaphorischer Rede macht allein Sinn, wenn es sich gegen eine grundsätzliche Kritik an einem solchen Gebrauch richtet. Doch metaphorische Rede als solche besitzt keinen Eigenwert, weder hinsichtlich von ‚Wahrheit‘ noch von ‚Kreativität‘. So war der rassenbiologische Diskurs der Ausgrenzung und Vernichtung zwischen 1933 und 1945¹⁸² (allerdings auch davor und danach) zum großen Teil nichtwörtlich, aber metaphorisch weder ‚wahr‘ noch ‚kreativ‘ – dabei ist ‚kreativ‘ auch im Zusammenhang mit den Darlegungen zu Konzepten des metaphorischen Gebrauchs ein philosophisches Allerweltswort, nichtssagend oder bestenfalls ein Kürzel, für etwas, das man explizieren mag oder zumeist nicht vermag. Wenig Sinn macht in der Tat eine generelle Kritik am metaphorischen Gebrauch. Den philosophischen Schreckgespenstern einer vermeintlich generellen

¹⁸⁰ Eine buchlange Untersuchung trägt programmatisch den Titel „Die Rationalität der Metapher“; aber das Buch selbst erfüllt nicht das Versprechen des Titels.

¹⁸¹ Vgl hierzu z.B. als Vorschlag, der allerdings nur für relationale Metaphern einschlägig wäre, von Eric Steinhart, Analogical Truth Conditions for Metaphors. In: *Metaphor and Symbolic Activity* 9 (1994), S. 161-178.

¹⁸² Zu den bislang nur wenigen Untersuchungen z.B. Andreas Musolff, What Role do Metaphors Play in Racial Prejudice? The Function of Antisemitic Imagery in Hitler’s *Mein Kampf*. In: *Patterns of Prejudice* 41 (2007), S. 21-43, ferner Matthias Eidenbenz, ‚Blut und Boden‘. Zu Funktion und Genese der Metaphern des Agrarismus und Biologismus in der nationalsozialistischen Bauernpropaganda R.W. Darrés. Frankfurt/M. 1993, Katja Greisenhainer, Rassenkunde zwischen Metaphorik und Metatheorie – Otto Reche. In: Bernhard Streck (Hg.), *Ethnologie und Nationalsozialismus*. Gehen 2000, S. 83-100, auch Boaz Neumann, The Phenomenology of the German People’s Body (Volkskörper) and the Extermination of the Jewish Body. In: *New German Critique* 36 (2009), S. 149-181. Zu einem anderen Beispiel Nancy Leys Stepan, Race and Gender: The Role of Analogy in Science. In: *Isis* 77 (1986), S. 261-277.

Zurückweisung metaphorischen Gebrauchs, auf die man noch immer verweist, haben allein die Funktion entkontextualisierter Pappkameraden.

Die in dieser Hinsicht beschworenen Verfechter sind bei näher Betrachtung ihrer Äußerungen samt ihrer eigenen Darstellungspraxis durchweg keine Vertreter der ihnen zugeschriebenen strikt Metaphern ablehnenden Ansichten: Wer nicht unterscheiden kann zwischen *usus* und *abusus* metaphorischen Gebrauch mit der Kritik, die sich auf letzteres bezieht, ist bei Hobbes oder Lockes, den Standardbeispielen, auf dem Holzweg.¹⁸³ Hingegen macht die Kritik am Missbrauch metaphorischer Verwendungen viel Sinn. Metaphorischer Sprachgebrauch ist sicherlich kritisierbar, aber diese Kritik (wie etwa die angedeutete¹⁸⁴) sollte dabei nie den Fehler begehen, ‚Metaphern‘ wie ‚Begriffe‘ zu behandeln.

Vermutlich versteht man Humboldts Metapher am Besten, wenn man sie als eine Beschreibung auffasst von etwas, das sich nach Humboldt nicht direkt (*empirisch* oder synonym hiermit *historisch*) beobachten lässt. Beobachten lässt sich die Verwandlung, die Umwandlung existierender Sprachen. Nicht beobachtbar erscheint die *Entstehung* der Sprache. Selbst die Annahme, Sprachen hätten einen unterschiedlichen Entwicklungsstand, so dass die eine ein früheres Stadium der anderen zeige, reicht für ein – wie problematisch auch immer – hypothetisches Zurückschließen auf den Beginn zur ‚Modellierung‘ eines versunkenen *Anfangs* nicht aus und genau das führt zum Griff in die Spinnen-Metaphorik;¹⁸⁵ freilich auch zu

¹⁸³ Hierzu auch die Hinweise bei L. Danneberg, Sinn und Unsinn einer Metapherngeschichte. In: Hans Erich Bödeker (Hg.), Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte. Göttingen 2002, S. 259-421.

¹⁸⁴ Kritik an den Metapher seiner Vorgänger übte bereits Aristoteles, hierzu u.a. G. E. R. Lloyd, *The Revolution of Wisdom. Studies in Claims and Practice of Ancient Greek Science*. Berkeley 1987, S. 183-187.

¹⁸⁵ Vgl. Grimm, Über den Ursprung [1851], S. 174: „Aus dem verhältnis der sprachen nun, welches uns über die verwandtschaft der einzelnen völker sicheren aufschluß darreicht, als alle urkunden es vermögen, läßt sich auf den urzustand der menschen im zeitraum der schöpfung und auf die unter ihnen erfolgte sprachbildung zurück schließen.“ Hier findet sich zwar auch ein Spinnen-Beispiel samt Biene (S. 161), das aber nur den Unterschied illustrieren soll zwischen bestimmten natürlich veranlagten Tätigkeiten von Tieren, in

wieterer Metaphorik – nur ein Beispiel: „Die Berührung der Welt mit dem Menschen ist der elektrische Schlag, aus welchem die Sprache hervorspringt, nicht bloß in ihrem Entstehen, sondern immerfort, so wie Menschen denken und reden. Die Mannigfaltigkeit der Welt und die Tiefe der menschlichen Brust sind die beiden Punkte, aus welchen die Sprache schöpft.“¹⁸⁶

Bekanntlich hat sich Jacob Grimm (wie andere auch) davon nicht entmutigen lassen. Es ist nicht leicht zusehen, aus welchen Gründen ein Aussparen von Entstehungserklärung verfochten wurde – sicherlich gehört dazu, dass solche mehr oder weniger philosophisch imaginierten Entstehungsgeschichte im 18. Jahrhundert als höchst spekulativ galten und ihnen nicht selten der Status der ‚Erdichtung‘ kritisch zugewiesen wurde. Eine Rolle spielen dürfte aber auch eine Erklärungsmaxime, nach der man von der prinzipiellen Gleichartigkeit der (Natur-)Bedingungen als Grundlage auszugehen habe, um die früheren Entwicklungsphasen (vergleichend) erkennen zu können, angesprochen beispielsweise von Bernhard von Cotta (1808-1879) in seiner Kritik an den Folgen des ‚Aktualismus‘ eines Charles Lyell (1797-1875).¹⁸⁷

welcher Weise sich die Sprachentstehung gerade nicht auffassen lässt. Letzteres ließe sich womöglich als indirekte Kritik an Humboldt sehen. – Vgl. auch Jürgen Trabant, Humboldt zum Ursprung der Sprache. Ein Nachtrag zum Problem des Sprachursprungs in der Geschichte der Akademie. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 38 (1985), S. 576-589, weit ausholend Frank Schneider, Der Typus der Sprache. Eine Rekonstruktion des Sprachbegriffs Wilhelm von Humboldts auf der Grundlage der Sprachursprungsfrage. Münster 1995, ferner Ulrich Ricken, Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm und das Problem des Sprachursprungs. Zur sprachtheoretischen Rezeption der Aufklärung im 19. Jahrhundert. In: Arwed Spreu und Wilhelm Bondzio (Hg.), Humboldt-Grimm-Konferenz. Bd. I. Berlin 1986, S. 50-66

¹⁸⁶ Humboldt, Über das vergleichende Sprachstudium [1820], S. 3.

¹⁸⁷ Vgl. Cotta, Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie. Besonders für deutsche Forstwirthe, Landwirthe und Techniker. Dresden 1842, S. 428: „Lyell übergeht den frühesten Zustand des Erdkörpers als unerforschlichen Akt der Schöpfung gänzlich und nimmt, den bisherigen Erfahrungen widersprechend an, daß das organische Leben auf der Erde nicht stufenweise entwickelt, sondern von Anfang an vollständig und dem jetzigen ähnlich gewesen ist.“

Für Humboldt muss die Sprache als „unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden; denn als Werk eines Verstandes in der Klarheit des Bewußtseyns ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nichts, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache liesse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als blossen sinnlichen Anstoss, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz, und im Zusammenhange in ihm liegen.“¹⁸⁸ Die Sprache sich entwickelt im Menschen angelegt aus ihm heraus wie das Spinnenetz aus der Fähigkeit des Spinnens. „So natürlich die Annahme allmählicher Ausbildung der Sprache ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen.“ Inwiefern hierbei ein Unterschied zum Spinnen besteht, hängt von der Sicht des Vorgangs ab, ein *Netz* aus sich selbst zu spinnen.¹⁸⁹

In seiner programmatischen Abhandlung *Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung* spricht Humboldt zwar ‚Fäden‘ und davon, dass die Sprache „feingewebter Organismus“ sei¹⁹⁰ aber bei der Beschreibung der des Entstehens von Sprache fehlt die Spinnenmetaphorik; aber es wird deutlich, was mit ihr auch gemeint ist: „Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muss in jedem Augenblick ihres Daseyns dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht“ – das entspricht der Annahme, dass sich das Entstehen

¹⁸⁸ Humboldt, *Über das vergleichende Sprachstudium* [1820], S. 14/15.

¹⁸⁹ Ich kann hier nicht eingehen, auf die späteren Verwendungen, in unterschiedlichen Zusammenhängen, nur ein recht strapaziöses Beispiel, so heißt es bei Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie der Kultur*. In: Id., *Dichte Beschreibung. [...]*. Frankfurt/M., S. 7-43, hier S. 9, zum Kulturbegriff, dieser sei „wesentlich ein semiotischer. Ich meine mit Max Weber, dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungssysteme verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher [!] keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht.“

¹⁹⁰ Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium* [1820/21], S. 1; und an weiteren Stellen; dabei meinen solche Stellen durchweg einen unlösbaren Zusammenhang.

der Sprache nicht in gewisser Hinsicht einen Anfang hat.¹⁹¹ Dann fährt fort: „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr nur das Andre, und Alles nur durch die eine, das ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst; schon in einem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit [...]“¹⁹²

Nicht ohne Grund scheint hier Humboldt auf die Spinnenmetaphorik nicht zurückzugreifen: Das Spinnen eines Spinnennetzes entspricht nicht dem Entstehen der Sprache, wenn man sie sogleich in ihrer Komplexität entstehen lässt, so dass es Entwicklungen innerhalb dieser Komplexität zu geben scheint. Die Spinne hingegen beginnt sukzessive ihr Netz zu spinnen, dagegen kann die „Erfindung“ der Sprache „nur mit einem Schlage geschehen“.¹⁹³ Allerdings ändert sich der Eindruck, wenn man beachtet, dass Humboldt über Sprache und die einzelnen Sprechaktivitäten des Menschen spricht. Er betont, dass die Sprache „nothwendig aus“ dem Menschen „selbst hervor“ gehe, „und gewiss auch nur nach und nach, aber so, dass ihr Organismus nicht zwar, als ein todtte Masse, im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt.“¹⁹⁴ Das nun erlaubt einen anderen Aspekt des Spinnenvergleichs zu exponieren: Es ist ihr Schaffen aus der Natur heraus zweckmäßig und verbindet das damit, das es zugleich auch ein Gegenstand der Kultur ist, da es inner der Sprache eine Entwicklung gibt (was beim Spinnennetz

¹⁹¹ Vgl., auch ebd., S. 3:, wo es heißt, das seine bisherige Arbeit ihm beweiße, dass auch „die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich, wie es die besten und vorzüglichsten erfahren haben, in dem Laufe der Zeit das ganzen Gemüth hineinbilden können, um, vollkommener oder unvollkommner, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.“

¹⁹² Humboldt, Ueber das vergleichende Sprachstudium [1820/21], S. 3.

¹⁹³ Ebd., S. 15.

¹⁹⁴ Ebd.

nicht der Fall ist, es wird immer wieder neukonstruiert, aber nicht ausgebessert oder verwandelt).

Humboldt spricht dieses Moment denn auch explizit an, wenn er überlegt, womit sich das Singuläre der Sprache vergleichen lässt: „Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas andrem vergleichen lässt, so kann man an den Naturinstinct der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen [Instinkt?] der Vernunft nennen. So wenig wie sich der Instinct der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären lässt, ebenso wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen, und den Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind.. ich habe mir daher nie vorstellen können, dass ein sehr consequenter, und in seiner Mannigfaltigkeit künstlicher Sprachbau grosse Gedankenübung, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte.“¹⁹⁵ Das Weben der Spinnen hätte hier zur Illustration gepasst, aber auch die Tätigkeit aller anderen ‚intelligenten‘ Tiere. Wohingegen das Aus-sich-selbst-heraus-Weben der Spinne eigentümlich zu sein scheint.

I.4 Nietzsche: Spinne als „Baugenie“

Das dritte Beispiel findet sich in Nietzsches Abhandlung *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*.¹⁹⁶ Es steht im Zusammenhang mit der Erörterung des Gebrauchs von Metaphern, Anschauung und Intuition, insbesondere in dem der Beziehung von ‚Metaphern‘ und ‚Begriffen‘. Während die „Anschauungsmetapher“ als individuelle „allem Rubrizieren immer zu entfliehen weiß“, zeige der „Bau der Begriffe die starre Regelmäßigkeit eines römischen Kolumbariums und atmet in der Logik jene Strenge und Kühle aus, die der Mathematik zu eigen ist.“ Das könnte

¹⁹⁵ Ebd.

¹⁹⁶ Nietzsche, *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn* [1873]. In: Id., *Werke in drei Bänden*. Hg. von Karl Schlechta. Bd. III. München (1966)⁷1973, S. 309-322.

vergessen machen, so Nietzsche, „daß auch der Begriff, knöchern und achteckig wie ein Würfel und versetzbar wie jener, doch nur als das Residuum einer Metapher übrigbleibt“. Nach weiteren bildlichen Ramifikationen tauchen ‚Spinne‘ und ‚Biene‘ in dem Szenario auf. Die Grundmetaphorik ist die herkömmliche, von Philosophen so geliebte des Bauens und des Architekten – bei Nietzsche ist es das „Baugenie“.

Architectus ist in diesem Zusammenhang allerdings nur in einer Hinsicht metaphorisch; in einer anderen handelt es sich um einen *terminus technicus*, der sich im Blick auf die Rangordnung der verschiedenen Künste gebildet hat. Das Maß der Sonderstellung bildet das aus *anderen artes* erforderliche und gewonnene Wissen – beispielsweise die Anforderungen an den Architekten (als Baumeister) bei Vitruv (1. Jh. v. Chr.),¹⁹⁷ auch wenn seine Kenntnisse nicht über die des jeweiligen Fachmanns in einer Disziplinen hinausgehen müssten und es auch nicht könnten.¹⁹⁸ Die Künste, welche Wissen anderer Künste einschließen, sind dann ‚architektonische Künste‘ und ihre Anwender ‚Architekten‘. In der *Nikomachischen Ethik* ist es für Aristoteles die politische Wissenschaft, welche die wichtigste und leitendste Disziplin sei: „Wir sehen auch, daß die angesehensten Fähigkeiten ihr untergeordnet sind: [...]“¹⁹⁹ Allerdings wird an späterer Stelle klar, dass dies nur relativ auf den Menschen gilt und es sei „unsinnig, wenn einer meint, die politische Wissenschaft oder die Klugheit sei die beste Wissenschaft. Denn der Mensch ist nicht das beste, was es im Kosmos gibt.“²⁰⁰ Zwischen *τέχνη, τέχναι* und *ἐμπειρία, ἐμπειρίαι* besteht hinsichtlich ihres Ranges bei Aristoteles eine verhältnismäßig klare Ordnung. Der Unterschied liegt sowohl in der Allgemeingültigkeit der Regeln als auch hinsichtlich der Begründbar-

¹⁹⁷ Vgl. z.B. Vitruv, *De architectura* [25 v. Chr.], I, 1, 1 (S. 22): „Architecti est scientia pluribus disciplinis et variis eruditionibus ornata, cuius iudicio probantur omnia quae ab ceteris artibus perficiuntur opera.“

¹⁹⁸ Vgl. ebd., I, 1, 13 (S. 32): „Non enim debet nec potest esse architectus grammaticus, uti fuerit Aristarchus, sed non agrammatus [...] nec in ceteris doctrinis singulariter excellens, sed in iis non imperitus. Non enim in tantis rerum varietatibus elegantias singulares quisquam consequi potest [...]“

¹⁹⁹ Aristoteles, *Nic Eth*, I, 1 (1094^a26-b7); Übersetzung Olof Gigon.

²⁰⁰ Ebd., VI, 5 (1141^a16-22); Übersetzung Olof Gigon.

keit.²⁰¹ In diesem Zusammenhang nun findet sich bei Aristoteles als Beispiel der Architekt als Inkarnation des Technikers gesetzt gegen den Nur-Empiriker (Handlanger).²⁰²

Hierzu parallel ist eine Formulierung des Krates von Pergamon (Mallos 2. Jh. v. Chr.), wenn er den *κριτικός* gegen den *γραμματικός* hinsichtlich ihrer Kenntnisse der Wissenschaften ausspielt und den *κριτικός*, der in Wissen über die Sprachen bewandert ist (*λογικῆς ἐπιστήμης ἔμπειρον*), mit dem Architekten (*ἀρχιτέκτων*) und den *γραμματικός* mit dem mehr oder weniger unwissenden Handlanger vergleicht – der wahre *κριτικός* ist ein Baumeister.²⁰³ Zustimmung findet das bei Christen wie etwa bei Thomas von Aquin in seinem Ethik-Kommentar: „Hoc autem est falsum quod homo sit optimum eorum quae sunt in mundo.“²⁰⁴ Bereits Aristoteles hat den Philosophen, der sich mit der Politik beschäftigt, als *ἀρχιτέκτων* bezeichnet, da er immer den Endzweck im Auge hat und da sich hieran der Plan orientiert, muss der Philosoph mithin auch über ein Wissen aus verschiedenen Disziplinen verfügen.²⁰⁵

²⁰¹ Vgl. Aristoteles, *Metaph*, I, 1 (981^a).

²⁰² Vgl. ebd. (981^a31/32): *διὸ καὶ τοὺς ἀρχιτέκτονας περὶ ἕκαστον τιμιωτέρους καὶ μᾶλλον εἰδέναι νομίζομεν τῶν χειροτεχνῶν καὶ σοφωτέρους, ὅτι τὰς αἰτίας τῶν ποιουμένων ἴσασι.*

²⁰³ Vgl. Sextus Empiricus, *Adv math*, 1, 79: *καὶ τὸν μὲν κριτικὸν πάσης, φησί, δεῖ λογικῆς ἐπιστήμης ἔμπειρον εἶναι, τὸν δὲ γραμματικὸν ἀπλῶς γλωσσῶν ἐξηγητικὸν καὶ προσωδίας ἀποδοτικὸν καὶ τῶν τούτοις παραπλησίων. παρὸ καὶ εἰκέναι ἐκεῖνον μὲν ἀρχιτέκτονι, τὸν δὲ γραμματικὸν ὑπηρέτη.*

²⁰⁴ Thomas von Aquin, In decem libros ethicorum Aristotelis ad Nicomachum exposito [1271] (Opera Omnia, Tom. 47. Roma 1969, VI, 6 S. 352b, 35-45 sowie S. 353, 89-98). An anderer Stelle sagt der Aquinate, daß die theologischen Doctoren wie der Architekt lehren, der einen Plan entwirft, nach dem dann die Arbeiter den Bau vollziehen und so forschen und lehren die magistri, wie die Seelsorger ihr Amt ausüben, vgl. Id., Quodlibet I, 7, a 2 (14): „[...] similiter theologiae doctores sunt quasi principales artifices, qui inquirunt et docent qualiter alii debent salutem animarum procurare.“

²⁰⁵ Aristoteles, *Eth Nic*, VII, 12/13 (1152^b), auch I, 1 (1094^a). – Philo von Alexandria in *De officio mundi* entwirft ein etwas komplexeres Geschehen, an dem ein ‚König‘ (*βασιλεύς*) und ein Architekt (*ἀνὴς ἀρχιτεκτονικός*) beteiligt sind. Es geht dabei um eine Stadtgründung, für die der Architekt alles erkundet, einen Plan entwirft zu den Eigenschaften der zukünftigen Stadt. Im Blick auf diesen Plan realisiert dann der Architekt wie ein guter Handwerker (*δημιουργός*) vgl. David T. Runia, *The Image of the*

Ein spezifischer Aspekt kommt bei dem *architectus* noch hinzu, so dass sich dieses Bild auch unabhängig von der verzweigten Tradition sich etwa für die bekannte Aufnahme bei Descartes anbieten mochte, wenn er das Produkt imaginiert: Es ist die *planende* Tätigkeit des Architekten. Ein weiterer Aspekt, der sich mit dem der Tätigkeit verbinden kann, ist der des erstellten Gebäudes. Ein Beispiel bietet Comenius; allerdings richten sich seine Imagination auf ein himmlisches Gebäude in Anlehnung an den Tempel Salomos: „Wenn die Pfleger der Weisheit eine solche Basilika der wahren Weisheit nicht in Angriff nehmen, werden sie einem lässigen Baumeister ähnlich sein, der immer an einem Bau [„structuram“] schafft, ihn aber nie vollendet. Ja es wird sogar für die Sache der Wissenschaft zu befürchten sein, daß sie durch ihre eigene Überlastung stürzt und durch eine so wüste Sintflut von Schriften endlich begraben wird, wenn dieser keine Dämme entgegengestellt werden.“²⁰⁶

Seine Lehrwerke gibt er eine Reihenfolge unter Rückgriff auf eine architektonische Sprache – *Vestibulum, Janua, Atrium* –, die das durch bestimmte Räume erfolgende Betreten des innersten eines Raumes simuliert und das nähert sich den Vorstellung des Tempels, der aus drei Räumen bestehe: einer Vorhalle, dem prunkvollen Heiligtum als Hauptraum sowie den vollständig vergoldeten Allerheiligsten als der Wohnung Jahwes und in dem die Bundeslade bewahrt wurde. An der Vorhalle des Tempels waren zudem Säulen aufgestellt, und zwar zwei – Jachin und Boas - welche den Eingang gleichsam flankiert haben. Wenn Honorius Augustodunensis ein Gebäude mit den sieben Säulen der sieben Gaben des Heiligen Geistes imaginiert und mit den vier Wänden des vierfachen Schriftsinns,²⁰⁷ so sind mithin

King and the Architect in Philo's *De officio mundi*. In: *Studia patristica* 18/2 (1989), S. 133-136.

²⁰⁶ Comenius, *Vorspiele. Prodromus Pansophiae. Vorläufer der Pansophie*. Hg., übersetzt, erläutert und mit einem Nachwort versehen von Herbert Hornstein. Düsseldorf 1963, § 37, S. 69-71.

²⁰⁷ Vgl. Honorius Augustodunensis, *De animae exsilio et patria* [12. Jh.], 12 (*Pl* 172, Sp. 1241-46, hier Sp. 1245).

die Säulen, die sich gleichsam am Eingang der Vorhalle des Tempels vorgelagert finden, biblisch (*Ez* 40, 48); von sieben Säulen spricht *Spr* 9, 1: Die sieben Säulen des Hauses, das die Weisheit erbaut, finden ihre bildliche Identifikation mit den *septem artes liberales*. Bereits Alkuin (Alcuinus Flaccus um 730 - 804) hat hierauf zurückgegriffen, wenn er die *septem artes liberales* mit den sieben Säulen des Tempels vergleicht.²⁰⁸

Die Pointe nun ist bei Comenius, dass das einer „Architectonicâ“ bedarf, die nicht vom Vermögen (allein) des Menschen („ingenio humana“) erwartet werden kann, sondern von der Weisheit selber. Die nach *Iob* 28, 12 gestellte Frage, wo denn die Weisheit zu finden sei, beantwortet Comenius mit: „*solus Deus intellegit viam ejus* [...]“.²⁰⁹ Seine eigenen, immer als pädagogisch begriffenen Schriften – *machina didactica* ist sein Ausdruck – sollen nur eine methodische Anleitung zum Wissenserwerb bieten und er imaginiert den Wissenserwerb als die Einführung in das Wissen mit dem Eintreten in ein Gebäude, das in verschiedene Abteilungen unterteilt ist, die man zu durchlaufen habe, um in das Innerste zu gelangen. Bereits Bernardus Sylvestris (um 1100–1160) imaginiert in dem ihm zugeschriebenen Vergil-Kommentar ein Gebäude. Daedalus habe für Phoebus einen mächtigen Tempel errichtet – nach Vergil, *Aen*, VI, 19 -, der die spekulativen und philosophischen Wissenschaften repräsentiere. Seine Portale bilden die *artes* sowie die *auctores*.²¹⁰ Diese Auffassung hat, entsprechend den jeweiligen Umständen abgewandelt, zahlreiche Spuren im 17. Jahrhundert hinterlassen.

²⁰⁸ Vgl. Alkuin, *De grammatica* [2. Hälfte 8. Jh.] (*PL* 101, Sp. 849-902, hier Sp. 853). Zu diesem Bild auch Marie-Thérèse d'Alverny, *la sagesse et ses sept filles: recherches sur les allégories de la Philosophie et des sept arts libéraux du IX^e au XII^e siècle*. In: *Mélanges dédiés à la mémoire Félix Grat*. Paris 1946, Tom. I, S. 245-278

²⁰⁹ Comenius, *Pansophiae Praeludium* [Prodromus Pansophiae, 1637]. In: Id., *Opera Didactica Omnia* [...]. *Didacticorum Operum Pars Prima. Ea continens, quae de sanctiore Iuventutis Educatione. melioreque Scholarum statu, Ab Anno 1627 usque ad 1641 scripta fuere* [...]. Amsterdami 1657, Sp. 403-454, § 38, Sp. 422.

²¹⁰ Bernardus Sylvestris, *Commentum* [1924], S. 37.

Am Ende des 17. Jahrhunderts erlebt diese Architekturmetaphorik nicht geringe Wandlungen und ist etwa bei John Locke präsent, wenn es bei ihm in der Vorrede zu seinem *An Essay Concerning Human Understanding* programmatisch heißt: „The Commonwealth of learning, is not at this time without Master-Builders, whose mighty Designs, in advancing the Sciences, will leave lasting Monuments to the Admiration of Posterity“. Locke denkt dabei wohl nicht (mehr) an Descartes, sondern nennt Boyle und Thomas Sydenham (1624-1689), Constantin Huyghens (1596-1687) und Newton. Ihm genüge angesichts solcher „Master-Builders“, „to be employed as an Under-Labourer in clearing Ground a little, and removing some of the Rubbish, that lies in the way to Knowledge; [...]“.²¹¹

Am Ende des 18. Jahrhunderts findet sich diese Metaphorik an prominenter Stelle aufgenommen, verwandelt und mit einem veränderten Illustrationsziel bei Kant: „Eine jede Wissenschaft ist für sich ein System; und es ist nicht genug, in ihr nach Prinzipien zu bauen und also technisch zu verfahren, sondern man muß mit ihr, als einem für sich bestehenden Gebäude, auch architektonisch zu Werke gehen, und sie nicht wie einen Anbau und als einen Teil eines anderen Gebäudes, sondern als ein ganzes für sich behandeln, ob man gleich nachher einen Übergang aus diesem in jenes oder wechselseitig errichten kann.“²¹² Zwar spricht man am Ende des 17. Jahrhunderts noch immer von Grund (Fundament), aber es wird immer mehr zu einer Gemeinschaftstätigkeit, bei der man - wie etwa bei Locke – nur noch einen Teil der Vorbereitungen an dem großen Bauprojekt für sich reklamiert. Man ist in diesem Sinn nur ein Arbeiter neben anderen.

²¹¹ Vgl. Locke, *An Essay Concerning Human Understanding* [1689]. Ed. Peter Nidditch. Oxford 1975, *The Epistle to the Reader*, S. 9/10.

²¹² Vgl. Kant, *Kritik der Urteilskraft* [1781/87] § 68. In Id., *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des daseins Gottes* [1763]. In: Id., *Frühschriften*. Zweiter Bd.: *Schriften aus den Jahren 1762-1768*. Unter Mitarbeit von Manfred Buhr hg. und eingeleitet von Georg Klaus. Berlin 1961, S. 21-134, *Vorrede* (S. 25-29), erläutert Kant sein Unternehmen mittels Rückgriffe auf die Bautätigkeit.

Die ‚Spinne‘ tritt bei Nietzsche im Rahmen einer, wenn auch temperierten Bewunderungsgeste auf: Der Mensch muss „als gewaltiges Baugenie“ den Begriffsbau, das „Auftürmen eines unendlich komplizierten Begriffsdomes“, errichten „auf beweglichen Fundamenten und gleichsam auf fließendem Wasser“. Das „Baugenie“ des Menschen liegt nun nicht in der Größe dieses „Begriffsdomes“, sondern in der Elastizität seines Baus, der zwar reagieren muss auf das „fließende Wasser“, aber nicht zerbrechlich sein darf – „freilich, um auf solchen Fundamenten Halt zu finden, muß es ein Bau wie aus Spinnfäden sein, so zart, um von der Welle mit fortgetragen zu werden, so fest, um nicht von jedem Winde auseinandergeblasen zu werden.“²¹³ Um die Arbeit am „Begriffsdom“ zu verdeutlichen, greift Nietzsche zur Biene: „Als Baugenie erhebt sich solchermaßen der Mensch weit über die Biene: diese baut aus Wachs, das sie aus der Natur zusammenholt, er aus dem zarteren Stoff der Begriffe, die er aus sich fabrizieren muß.“

An etwas späterer Stelle kommt noch einmal die Biene bei ihm ins Metaphernspiel – damit aber nicht auch das Wachs²¹⁴: „Wie die Biene zugleich an den Zellen baut und die Zellen mit Honig füllt, so arbeitet die Wissenschaft unaufhaltsam an jenem Kolumbarium der Begriffe, der Begräbnisstätte der Anschauungen, baut

²¹³ Ebd., S. 317. – Die Fragilität des Spinnennetzes ist nicht selten durch den Hinweis unterstrichen worden, dass der *Wind* es leicht zerstören könne, vgl. Florence McCulloch, *Medieval Latin and French Bestiaries*. Chapel Hill 1960, S. 171. In seiner Abhandlung *Vom Nutzen der höhern Mathematik* bemerkt Leonard Euler, dass man der ‚höheren Mathematik‘ gewöhnlich jeden praktischen Nutzen abspreche, da man meine, sie sei ein „Spinngewebe [...], das seiner ausserordentlichen Zartheit wegen nicht gebraucht werden könne“, vgl. L. Euler, *Opera omnia* [...]. Edenda curaverunt Andreas Speiser, Louis Gustave du Pasquier, Heinrich Brandt. Series Tertia: *Opera physica miscellanea* *Epistolae*. Volumen Secundum [...] Genevae 1942, S. 408-415, hier S. 408.

²¹⁴ Augustinus, *Sermones* I, 3 (*Sermones inediti admixtis quibusdam dubiis*, I, ed. Michael Denis) nutzt den Bienenbau wie folgt. In der Wabe seien drei Dinge: Wachs, Honig und Brut. In der Kirche sind drei Dinge: die Schriften, das Verstehen und Hören. Schriften als Wachs? Damit können nur Wachstafeln gemeint sein. Doch die Heiligen Schriften sind doch nicht auf Wachstafeln (sondern als Codex) verbreitet. Der Vergleich ist dann eher der über die Nahrungsaufnahme der jungen Bienlein – „sicut mel cera concludit, sic intellectum Scriptura custodit. Sicut pulli nidus in cera est, sic in Scripturae pectus auditoris [...]“ Usw.

immer neue und höhere Stockwerke, stützt, reinigt, erneuert die alten Zellen und ist vor allem bemüht, jenes ins Ungeheure aufgetürmte Fachwerk zu füllen und die ganze empirische Welt, das heißt die anthropomorphe Welt, hineinzuzuordnen.²¹⁵ Erscheinen gerade zuvor noch die Bienen₁ als untauglich, um den „Begriffsdom“ zu errichten, werden ihnen nun, den Bienen₂, diese Tätigkeiten zugeschrieben. Daraus ließe sich nun schließen, dass Nietzsches Metaphorik im argumentativen Kontext des Textes *inkohärent* ist.²¹⁶

Auch die Spinne tritt, wenn auch in einem anderen Text, erneut auf²¹⁷: „Alles Wunderbare aber, das wir gerade an den Naturgesetzen anstaunen, [...] liegt gerade und ganz allein nur in der mathematischen Strenge und Unverbrüchlichkeit der Zeit- und Raum-Vorstellungen.“ Beide, Zeit- wie Raumvorstellung, „produzieren wir in uns und aus uns mit jener Notwendigkeit, mit der eine Spinne spinnt; [...].“²¹⁸ Zwar unterscheidet sich diese Spinnen-Metapher von der zuvor gebotenen in Nietzsches Text, denn hier wird auf den Aspekt zurückgegriffen, dass die Spinne ‚aus der Natur‘ heraus geradezu spinnen muss *und* immer dasselbe spinnt.²¹⁹ Aber das macht die bei-

²¹⁵ Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn [1873], S. 319.

²¹⁶ Es gibt einige Stellen, aus denen sich Nietzsches Auffassung des metaphrischen Sprachgebrauchs herausfiltern; allerdings findet sich keien zusammenhängenden Passagen, denen man zumindest Umriss entnehmen kann, vgl. hierzu den Versuch bei Lawrence M. Hinman, Nietzsche, Metaphor, and Truth. In: Philosophy and Phenomenological Research 43 (1982), S. 179-199.

²¹⁷ In Alan D. Schrift, Arachnophobe or Arachnophile? Nietzsche and His Spiders. In: Christa Davis Acampora und Ralph R. Acampora (Hg.), A Nietzschean Bestiary [...]. Lanham 2004, S. 61-70, findet sich der Versuch einer vollständigen Aufzählung solcher Stellen bei Nietzsche, die mit ‚Spinnen‘ zu tun haben; ansonsten ist die Untersuchung ebenso belanglos im Blick auf die Metaphern-Deutung wie kenntnislos hinsichtlich des Kontextes ihrer Verwendung; eine paar Assoziationen bietet Martina Louise Marbille, Nietzsche’s Tragic Justice and the Rehabilitation of Diké. Phil. Diss. University of Pretoria 2007, S. 144; Internet: <http://upetd.up.ac.za/thesis/available/etd-11122009-165028/unrestricted/02chapters3-5.pdf>.

²¹⁸ Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn [1873], S. 318.

²¹⁹ Vgl. u.a. auch Hobbes, The Questions Concerning Liberty, Necessity, and Chance [1656]. In: The English Works [...]. Now First Collected and Edited by Sir William Molesworth. Vol. V. London 1841, S. 78: „As for example, that the bee, when it maketh honey, does it spontaneously; when the spider makes his web, he does it spontaneously, but not by election.“

den Vorkommen nicht inkohärent, sondern nur verschieden. In Nietzsche *Menschliches, Allzumenschliches* heißt es: „Drei Denker gleich einer Spinne. – In jeder philosophischen Sekte folgen drei Denker in diesem Verhältnisse aufeinander: der erste erzeugt aus sich den Saft und Samen, der zweite zieht ihn zu Fäden aus und spinnt ein künstliches Netz, der dritte lauert in diesem Netz auf Opfer, die sich hier verfangen – und sucht von der Philosophie zu leben.“²²⁰ Obwohl das auf den ersten Blick Ähnlichkeiten mit dem Baugenie-Begriffsdom-Metapher zu haben scheint, steht doch etwas anderes im Hintergrund, nämlich die Kritik an (bestimmten Formen) der Schulbildung, die im 19. Jahrhundert, sowohl in der Philosophie als auch in der Philologie verbreitet gewesen sind und deren Auseinandersetzung auch Nietzsche involviert war.

II. Analytisches und methodologisches Intermezzo

Was machen Wörterbücher philosophischer Metaphern oder Geschichten über Metaphern? Sie aggregieren Beispiele individuellen metaphorischen Gebrauchs. Bezogen auf meine drei Beispiele lässt sich das auch als die Frage formulieren: Was haben Bacons, Humboldts und Nietzsches Spinnen miteinander zu tun, wenn man sie in Rahmen eines Wörterbuches oder einer Erzählung zu *einer* Metapher zusammenführen will? Nach landläufiger Voraussetzung ist die Antwort: vieles. Was macht die *Kritik* am metaphorischen Gebrauch: Sie aggregiert wörtlichen und metaphorischen Gebrauch. Die landläufige metaphorologische Praxis beschäftigt sich nur selten mit ‚schlechten‘, ‚inkohärenten‘, ‚falschen‘, ‚mißlungenen‘ Metaphern in einem vorliegenden argumentierenden Text – anders als im Fall von begrifflichen Argumentationen. Zum einen scheint man eine Schwierigkeit zu ahnen, zum anderen dürfte für solche Auslassungen naheliegender sein, dass es dem besonderen Ansehen

²²⁰ Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches* [1879], II, § 194 (ed. Schlechta, Bd. 1, S. 813).

widerspricht, das metaphorischer Sprachgebrauch durchweg bei denjenigen genießt, die es für wertvoll halten, sich mit ihm zu beschäftigen.

Anhand ein paar elementarer Überlegungen will ich zu zeigen versuchen, dass die Konstruktion von Metaphern in Wörterbüchern wie in metaphorologischen Erzählungen weitaus voraussetzungsreicher ist, als es die herkömmliche Praxis erahnen lässt. Der Grund hierfür ist schlicht und hätte allen denen, die gerade die ‚Kreativität‘ des metaphorischen Sprachgebrauchs als eine ‚Figur des Wissens‘ des metaphorischen Sprachgebrauchs (in argumentierenden Texten) hervorheben, eigentlich nahe liegen können: Der metaphorische Sprachgebrauch folgt einer anderen Verwendungslogik als der begriffliche. Das macht das Zusammenführen einzelner Vorkommen metaphorischen Sprachgebrauchs in Gestalt von Wörterbüchern oder metaphorologischer Erzählungen überaus voraussetzungsreich, rechtfertigt allerdings diejenigen, die zögern, wenn auch aus anderen Gründen, einen in argumentierenden Texten gegebenen Metapherngebrauch zu kritisieren.

Durchweg finden sich bei nahezu allen Theoretikern der Metapher jeweils mehrere und dabei verschiedene Grund-Intuitionen für diesen systematisch vagen Ausdruck, denen man (nahezu immer) *zugleich* gerecht zu werden versucht. Viele der mehr oder weniger steilen Behauptungen – wie: alles sei metaphorisch – stellen implizite Definitionen des Metaphernausdrucks dar, und oft werden Metaphernkonzeptionen (etwa anhand von Beispielen) kritisiert, wobei hierbei bereits eine abweichende Konzeption unterstellt wird oder implizit in die Argumentation eingeht. Wenn man beispielsweise die durchgängig die Etymologie zum Metaphernkriterium macht, dann gibt es faktisch keine toten Metaphern.²²¹ Legt man

²²¹ Vgl. z.B. George Lakoff, *The Death of Dead Metaphor*. In: *Metaphor and Symbolic Activity* 2 (1987), S. 143-147; fraglos ist, dass bei dem Vorliegen sog. toter Metaphern möglicherweise ein Differenzierungsbedarf besteht; doch der von Lakoff unternommenen Versuch bleibt begrifflich unklar und überzeugt auch schon deshalb nicht, will bei der Anführung von vier Metaphern als Repräsentanten vier verschiedener Typen ‚toter Metaphern‘, weil davon zwei der Metaphernbeispiele offenbar nach der Erläuterung einunddenselben Typ ‚toter Metaphorik‘ repräsentieren; dabei wird auch wider klar, dass

hingegen das Gewicht eher auf den Charakter des Neuen bei einem metaphorischen Gebrauch, dann wächst die Anzahl der ‚toten Metaphern‘.²²²

Solche Intuitionen kommen durchweg nur indirekt zum Ausdruck – etwa an den Beispielen metaphorischen Gebrauchs, die man für paradigmatisch erachtet oder an denen man seine Überlegungen zu erproben gedenkt. Da ist der Mensch dann immer wieder ein Gorilla, ein Wolf oder die Sonne. Es dürfte sich jedoch weiterhin als Illusion erweisen, von solchen alltagsprachlichen und einfachen Metaphernvorkommnissen sukzessive zu einem ‚Metaphernverständnis‘ zu gelangen oder eine ‚Metapherntheorie‘ zu konstruieren, die die – zugestandenermaßen – komplexeren Beispiele ihres Gebrauchs in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte zu erhellen vermag. Es ist in den oft zitierten Worten Wittgensteins „[e]ine Hauptursache philosophischer Krankheiten – einseitige Diät: man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen“²²³ – und meint über alle Vorkommen etwas sagen zu können.

Doch selbst bei solchen alltagsprachlichen und *hackneyed examples* des Metapherngebrauchs ist entscheidend, wie kontextsensitiv sie aufgefasst werden: Solche Beispiele erscheinen mitunter allein deshalb als einfach, weil sie ihres Kontextes beraubt sind. Die an ihnen gewonnenen Einsichten bieten dann keine Grundlage, auf der man bauen könnte, sondern erscheinen als Artefakte eines Forschungsdesigns.

Lakoff als Metaphernkriterium für ‚tote Metaphern‘ auf Etymologie zurückgreift. – Abgesehen von den langatmigen Wiederholungen der vermeintlich essentiellen Ansicht zur Metaphernanalyse, die längst umsichtig kritisiert wurden, vgl. z.B. Bipin Indurkha, *Metaphor and Cognition: An Interactionistic Approach*. Dordrecht/Boston/London 1992, S. 78-84 sowie S. 124-127, gibt nach wie vor Versuche der Anwendung selbst bei literarischem Metapherngebrauch und dementsprechend fallen denn auch die Anwendungen auf literarische Metapher wenig erhellend aus, vgl. z.B. Donald C. Freeman, „Catch[ing] the nearest way“: *Macbeth* and Cognitive Metaphor. In: *Journal of Pragmatics* 24 (1995), S. 689-708.

²²² Aus der Vielzahl von Metapherndarlegungen nur Earl R. MacCormac, *A Cognitive Theory of Metaphor*. Cambridge 1985.

²²³ Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M. 1971, § 593, S. 189.

Zudem sind alle Versuche, den heterogenen Grund-Intuitionen mit einem einzigen Explikandum gerecht werden zu wollen, sind denn auch zum Scheitern verurteilt.²²⁴ So lassen sich etwa die etymologische und die usuelle Intuition nicht miteinander vereinbaren, es sei denn, man nimmt eine Hierarchisierung vor und bildet eine Basis-Intuition: Die Basis-Intuition wäre dann die Usualität und bei den nichtmetaphorischen Verwendungen wird anhand der Etymologie zwischen solchen Ausdrücken unterschieden, die einmal Metaphern waren und solchen, die es nie waren – korrekter: und solchen, die zu einer bestimmten Zeit keine Metaphern waren.²²⁵

Auch Vorstellungen des Pan-Metaphorizismus leiden am Defekt unvereinbarer Grund-Intuitionen.²²⁶ Bei der Ansicht, dass der (gesamte) menschliche konzeptionelle und begriffliche Apparat zum Erkennen und Wahrnehmen von Wirklichkeit metaphorischen Ursprungs sei, wäre die Frage, wie man überhaupt den metaphorischen Charakter der Konzepte zu erkennen vermochte. Der Hinweis darauf, dass unterschiedlich Konzeptionalisierungen, den metaphorischen Charakter nahe legen sollen, ist ohne weitere Annahmen ebenso wenig zwingend wie die Annahme, es handle sich um falsche Konzeptionalisierung oder einige von diesen

²²⁴ M. E. ließen sich die vorliegenden, sogenannten Metaphertheorien am ehesten nach einem komplexen Konzept der Explikation rekonstruieren, zu einem solchen Konzept L. Danneberg, *Zwischen Innovation und Tradition: Begriffsbildung und -entwicklung als Explikation*. In: Christian Wagenknecht (Hg.), *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*. Stuttgart 1989, S. 50-68.

²²⁵ Wenn es z.B. bei Heinrich Lausberg, *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. München 1960, S. 286, heißt: „Die Erklärung der Metapher an dem Vergleich [...] ist im übrigen nur eine nachträgliche rationale Deutung der ursprünglich-magischen Gleichsetzung der metaphorischen Bezeichnung mit dem Bezeichneten [...],“ dann ist die „ursprünglich-magische Gleichsetzung“ eben kein metaphorischer Sprachgebrauch; er wird es erst *ex post*, wenn man bestimmte Wissensansprüche nicht mehr zu teilen vermag.

²²⁶ Gleiches gilt für den Panmetaphorismus bei der Erzeugung von Wissen, wie er sich beispielsweise ausgedrückt findet bei David E. Leary, *Psyche's Muse: The Role of Metaphor in the History of Psychology*. In: Id. (Hg.), *Metaphors in the History of Psychology*. Cambridge 1990, S. 1-78, hier S. 2: „All knowledge is ultimately rooted in metaphorical (or analogical) modes of perception and thought“.

seien metaphorisch, andere nicht. Es bietet auch keine Erklärung dafür, weshalb einige konzeptionelle Metaphern zu toten Metaphern werden – es legt eher nahe, das Vorliegen ‚toter‘ Metaphern vorab als nicht gegeben anzusehen. Die These eines Pan-Metaphorizismus kann zudem nicht darin bestehen, zu behaupten, irgendwelche Konzepte hätte keine nichtmetaphorische Bedeutung. Das würde die Annahme voraussetzen, bei jeder Bestimmung eines neugebildeten *terminus technicus* würden in der Definition nicht nur metaphorisch gebrauchte Ausdrücke eingehen, sondern sie würden dadurch auch den so bestimmten Terminus als metaphorisch determinieren.

Wie dem auch sei: Ein altes Vorbild könnte der Pansemotismus Augustins sein, nach dem alles Zeichen sind, entweder natürliche oder konventionelle, denn das, worauf diese Zeichen wieder verweisen, seien selber Zeichen und das einzige Gebilde, das keinen Zeichencharakter besitzt, sei dann Gott. Hinzu kommt, dass der Pan-Metaphorizismus sich nicht allein auf einem *argumentum ab etymologia* gründet, sondern zudem auf bestimmten Entstehungstheorien beruht. Kurzum, den Ausgangspunkt bildet die wahrgenommene *Vielfalt* menschlicher Konzeptionalisierungen, die zudem nicht einmal bereichsweise als nicht reduzierbar gilt, und die man versucht, mit der Annahme eines Pan-Metaphorizismus zu erklären. Selbst wenn man einräumt, dass eine solche Hypothese diese Vielfalt zu erklären vermag, so bedeutet das nicht, dass es die einzige Erklärung für diese Vielfalt ist. Für eine Untersuchung des metaphorischen Gebrauchs von Ausdrücken in ihrer textuellen Umgebung, die nichtmetaphorisch ist, spielt die Antwort auf solche Fragen keine sonderliche Rolle – auch nicht, inwiefern die „Sprache in Rücksicht auf geistige Beziehungen ein Wörterbuch erblasser Metaphern“ sei wie es in Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* heißt.

Aber oftmals ist es wesentlich trivialer²²⁷: Die Plausibilität der panmetaphorizistischen Hypothese folgt bereits aus dem Verständnis dessen, was ein metaphorischer Gebrauch ist – oder aber auch umgekehrt, dass ihre Falschheit bereits vorab festgelegt ist. Kurzum: Es gibt verschiedene grundsätzliche Vorstellungen darüber, was Metaphern sind, und was eine Theorie der Metapher erklären sollte. Noch trivialer ist, wenn man angemessen und unangemessen als Anforderung etwa der Beschreibung einer Wirklichkeit zugrunde legt und aus dem simplen Umstand, dass die Beschreibungen sprachlich sind, daraus schließt, dass sie unangemessen sind und daraus wieder schließt, dass die Beschreibungssprache metaphorisch ist.²²⁸

Psychologische Untersuchungen warten mitunter mit Ergebnissen auf, dass in bestimmten Fällen die Realisierung wörtlicher wie metaphorischer Bedeutung die gleiche Zeit beansprucht. Hieraus schließt man dann, dass es keinen spezifischen Verstehensprozess bei der Metapher gebe.²²⁹ Allerdings ist diese Einsicht schon

²²⁷ Hierzu auch Bipin Indurckhya, *The Thesis That All Knowledge Is Metaphorical and Meanings of Metaphor*. In: *Metaphor and Symbolic Activity* 9 (1994), S. 61-73.

²²⁸ In der lange Zeit fälschlich Dionysius von Halikarnassos zugeschriebenen *Ars Rhetorica*, 9, 1, aus dem 2. Oder 3. Jh. n. Chr., wird zunächst die Ansicht angeführt, nach der es keine metaphorischen (figurativen) Sprachgebrauch gebe, denn entweder müsste man einfach sprechen oder überhaupt nicht. Dieser Ansicht kann der Verfasser allerdings nicht zustimmen, und er hält dem entgegen, dass es überhaupt keine Sprache gebe, die nicht metaphorisch (figurativ) sei; es gebe nicht so etwas wie eine einfache Sprache.

²²⁹ Vgl. die zusammenfassende Formulierung bei Robert R. Hoffman und Susan Kemper, *What Can Reaction-Time Studies Be Telling Us About Metaphor?* In: *Metaphor and Symbolic Activity* 2 (1987), S. 149-186, hier S. 175: „Most of the evidence shows that there is not a special metaphor comprehension process, or that such a process can be truncated.“ Auch Richard J. Harris, *Comprehension of Metaphors: A Test of the Two-Stage Processing Model*. In: *Bulletin of the Psychonomic Society* 8 (1976), S. 312-14, Ortony et al., *Metaphor: Theoretical and Empirical Research*. In: *Psychological Bulletin* 85 (1978), S. 919-943, Id., et al., *Interpreting Metaphors and Idioms: Some Effects of Context on Comprehension*. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 17 (1978), S. 465-477, D. Swinney und A. Cutler, *The Access and Processing of Idiomatic Expressions*. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 18 (1979), S. 523-534, Raymond W. Gibbs, *A Critical Examination of the Contribution of Literary Meaning to Understanding Nonliteral Discourse*. In: *Text* 2 (1982), S. 9-27, Id., *Literal Meaning and Psychological Theory*. In: *Cognitive Science* 8 (1984), S. 274-304, auch Id., *Evaluating Contemporary Models of Figurative Language Understanding*. In: *Metaphor and Symbol*

älter, wenn etwa nach Wilhelm Stählin die „Eigentümlichkeit“ bei der Metapher darin liege, „dass diese Verschmelzung, dieses Bedeutungserlebnis, ohne alle Reflexion, ohne alle Verstandestätigkeit zustande kommt.“²³⁰ So könnte dass dann auch nahe legen, beim metaphorischen Sprachgebrauch (wie freilich bei anderen auch), nicht von *Verstehen*, sondern von *Erfassen* zu sprechen; er wird nicht verstanden, sondern erfasst.²³¹ Dieses Erfassen erscheint so als ein spontaner, wenn nicht gar müheloser Akt.²³²

Abgesehen davon, dass sich dergleichen auch so deuten ließe, dass die Wahrnehmung eines metaphorischen Ausdrucks nicht zugleich die Wahrnehmung

16 (2001), S. 317-333, Patricia Gildea und Sam Glucksberg, On Understanding Metaphors: the Role of Context. In: Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior 22 (1983), S. 577-590, Hoffman und Honeck, Proverbs, Pragmatics, and the Ecology of Abstract Categories. In: Robert E. Haskell (Hg.), Cognition and Symbolic Structures: the Psychology of Metaphoric Transformation. Norwood 1987, S. 121-140, sowie summierend Raymond W. Gibbs, The Poetics of Mind. Figurative Thought, Language and Understanding. Cambridge 1994, S. 80ff, auch Id., When Is Metaphor? The Idea of Understanding in Theories of Metaphor. In: Poetics Today 13 (1992), S. 575-606, von den späteren Erörterungen u.a. Walter Kintsch und Anita R. Bowels, Metaphor Comprehension: What Makes a Metaphor Difficult to Understand? In: Metaphor and Symbol 17 (2002), S. 249-262. Zur Kritik an dieser Kritik auch Marcelo Dascal, Defending Literal Meaning. In: Cognitive Science 11 (1987), S. 259-281. – Zu einer anderen Richtung empirischer Untersuchungen beim Verstehen von metaphorischem Sprachgebrauch u.a. Albert N. Katz und Christopher J. Lee, The Role of Authorial Intent in Determining Verbal Irony and Metaphor. In: Metaphor and Symbolic Activity 8 (1993), S. 257-279, sowie Raymond W. Gibbs, Julia M. Kushner und W. Rob Mills, Authorial Intentions and Metaphor Comprehension. In: Journal of Psycholinguistic Research 20 (1991), S.11-30.

²³⁰ Stählin, Zur Psychologie und Statistik der Metaphern. Eine methodologische Untersuchung. In: Archiv für die gesamte Psychologie 31 (1914), S. 297-425, hier S. 347. Auch ebd.: „Man kann sich dieses Wunderwerk der Metapher kaum klar machen, ohne darüber zu staunen, welche komplizierte Leistung dem sprachlichen Verstehen in Tausenden von Fällen gelingt, ohne dass wir uns einer Mühe oder Schwierigkeit bewusst würden.“

²³¹ In diese Richtung schient auch Max Black zu zielen, vgl. Id., Metaphor. In: Proceedings of the Aristotelian Society 55 (1954), S. 273-294, wenn er (S. 293) von einem „suitable reader with a nice feeling for their relative priorities and degrees of importance“ spricht.

²³² Bei Stählin, Zur Psychologie und Statistik der Metaphern, S. 349, heißt es dann sogar: „Der ganze Vorgang muss mühelos sein; es ist kein gutes Zeichen für die Metapher, wenn erst der Verstand zu Hilfe gerufen werden muss, um in aller Form zu vergleichen und das Daseinsrecht dieser Metapher zu untersuchen.“

eines vagen oder ambiguen Ausdrucks ist, sind die Experimental-Situationen der erzielten Resultate nicht *ökologisch valide* und daher auch nicht übertragbar auf die Situationen, in denen sich etwa ein Metaphernhistoriker wiederfindet.²³³ Die Befunde kommen unter Bedingungen zustande, die sich nicht mit denjenigen des professionellen Interpretierens decken; nicht selten handelt es sich um automatische Prozesse, deren *Fehlen* für das professionelle Identifizieren und Interpretieren als kontrollierter Prozess, „langwierig und quälend“,²³⁴ gerade charakteristisch ist. Die Versuchsanordnungen lassen eher die Vertrautheit der Versuchspersonen mit einem Sprachgebrauch erkennen, weniger die Reaktionen auf einen historischen Gebrauch und den Erwerb von Vertrautheit „in zeitgedehnten Reflexionsprozessen“.²³⁵

Zwar mag auch hier die Unterscheidung von wörtlichem und metaphorischen Gebrauch hinsichtlich des Aufwandes für denjenigen, der ihn zu erkennen versucht, „little psychological reality“ besitzen²³⁶ und „the same kind of inferences, decisions, an reliance on contextual informations“²³⁷ umgreifen, doch aus ganz anderen

²³³ *In nuce* diese Kritik bereits Ulric Neisser formuliert, vgl. Id., *Kognition und Wirklichkeit* [Cognition and Reality, 1976]. Stuttgart 1979, S. 17/18: „Erstens müssen kognitive Psychologen größere Anstrengungen unternehmen, um Kognition, wie sie in der alltäglichen Umgebung und im Kontext natürlicher Handlungen geschieht, zu verstehen. Das bedeutet kein Ende der Laboratoriumsexperimente, aber eine Verpflichtung auf Variablen, die ökologisch wichtig sind, statt auf solche, die leicht zu untersuchen sind. [Zweitens...] Drittens muß sich die Psychologie irgendwie am Scharfsinn und der Vielfalt der kognitiven Fähigkeiten, die Menschen wirklich erwerben können, und an der Tatsache, daß sich diese Fähigkeiten systematisch entwickeln können, zu messen versuchen. Eine befriedigende Theorie menschlicher Kognition kann kaum mit Experimenten begründet werden, die unerfahrenen Versuchspersonen kurze Gelegenheit geben, neue und sinnlose Aufgaben zu lösen.“

²³⁴ Ausdrücke nach Umberto Eco, *Semiotik und Philosophie der Sprache* [Semiotica e filosofia del linguaggio, 1984]. München 1985, S. 192.

²³⁵ Wilhelm Köller, Dimensionen des Metaphernproblems. In: *Zeitschrift für Semiotik* 4 (1986), S. 379-410, hier S. 398.

²³⁶ Formulierung nach Gibbs, *Literal Meaning and Psychological Theory*. In: *Cognitive Science* 8 (1984), S. 275-304.

²³⁷ Gildea und Glucksberg, *On Understanding*, S. 589, auch Glucksberg, *How People Use Context to Resolve Ambiguity?* In: Ida Kucz et al. (Hg.), *Knowledge and Language*. Amsterdam 1986, S. 303-325, hier S. 311: „How, then, is context used for interpreting metaphor? Not in any special triggering way, but in the same way that it is used for

Gründen als es die psychologischen Untersuchungen lehren: *Erfassen* ist nicht gleich *Interpretieren*.²³⁸ Die Vielfalt der metaphorischen Konzeptionen lässt sich zum Teil auch damit erklären, welche Annahmen sie „about the time course of interpretation“ machen.²³⁹ Dasselbe Problem tritt bei empirischen Untersuchungen zum kindlichen Spracherwerb auf, bei dem das, was für die Erwachsenen nachträglich als wörtlicher oder metaphorischer Sprachgebrauch erscheint, nicht unterscheidbar sei oder nicht unterschieden werde.²⁴⁰ Metaphorisches oder analogisches Denken²⁴¹, das durch ontogenetische oder psychogenetische Entwicklung bedingt ist, ist nicht das zentrale Feld einer auf Philosophie und Wissenschaft bezogenen Metapherngeschichte. Was solche empirischen Untersuchungen zumeist feststellen, ist, dass nach den etymologischen Kriterien als metaphorisch angesehener Sprachgebrauch so behandelt wird wie ein nichtmetaphorischer – man könnte solche Experimente auch so deuten, dass das, was festgestellt wird, das Vorhandensein ‚toter Metaphern‘ ist.

Es gibt Versuche, ‚Metaphern‘ in Wörterbüchern (welcher speziellen Art auch immer) zu kodifizieren, zu lexikalisieren – mitunter auch gemeinsam mit anderen nichtmetaphorischen Ausdrücken. In einigen der Lexika geht es dann allein darum, Metaphern als semantische Komponenten polysemer Lexeme (polysemantische

interpreting any other kind of utterance - to disambiguate utterances that can be taken in more than one way.”

²³⁸ Vgl. Honeck und Clare T. Kibler, Representation in Cognitive Psychological Theories of Figurative Language. In: René Dirven und Wolf Paprotté (Hg.), *The Ubiquity of Metaphor: Metaphor in Language and Thought*. Amsterdam/Philadelphia 1985, S. 381-423, hier S. 417, wo es vom Erfassen von Metaphern heißt, dies sei „typically easy, natural, rapid and wholistic“. Auch George Yoos, A Phenomenological Look at Metaphor. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 32 (1971), S. 78-88.

²³⁹ Vgl. auch Gibbs, When is Metaphor? The Idea of Understanding in Theories of Metaphor. In: *Poetics Today* 13 (1992), S. 575-606.

²⁴⁰ Vgl. David E. Rumelhart, Some Problems with the Notion of Literal Meaning. In: Andrew Ortony (Hg.), *Metaphor and Thought*. Cambridge 1979, S. 78-90, auch Howard Gardner und Ellen Winner, The Development of Metaphoric Competence. In: *Critical Inquiry* 5 (1978), S. 123-142.

²⁴¹ Vgl. z.B. Robert J. Sternberg und B. Rifkin, The Development of Analogical Reasoning Processes. In: *Journal of Experimental Child Psychology* 27 (1979), S. 195-232, sowie Ellen Winner, *The Point of Words: Children's Understanding of Metaphor and Irony*. Cambridge 1988.

Wörter) aufzunehmen – also den okkasionellen metaphorischen Gebrauch zu fixieren.²⁴² Die Lexikonmacher stehen vor einem gewissen Dilemma: Die Markierung einer Bedeutung als bildlich oder übertagen bei einem metaphorischen Gebrauch, der in der Weise als *usuell* gilt, dass er Berücksichtigung in einem allgemeinen Lexikon finden kann, ist eine *etymologische*, also *diachrone* Markierung. Der ‚Sprachgebrauch‘ jedoch, der erhoben werden soll, ist der synchrone. Konsequenz wäre es, auf eine solche Markierung zu verzichten und die semantischen Komponenten polysemer Lexeme nicht zu klassifizieren, da sie nur Kennzeichnungen sprachgeschichtlicher Tatsachen sind.

Im Prinzip kommen solche Überlegungen, wie sie im Rahmen der Berücksichtigung metaphorischen Gebrauchs in *allgemeinen* Wörterbüchern unternommen werden,²⁴³ für eine bestimmte Analyse philosophischen

²⁴² Es gibt alphabetische Spezialwörterbücher für Metaphern, etwa Keith Spalding und Kenneth Brooke, *An Historical Dictionary of German Figurative Use*. Oxford 1952-2000. Vgl. auch Elyse Sommer, *Metaphors Dictionary*. New York 1995, Michael Egerding, *Die Metaphorik spätmittelalterliche Mystik*. Bd. 1: Systematische Untersuchung und Bd. 2: Bildspender – Bildempfänger – Kontexte. Dokumentation und Interpretation. Paderborn 1997, Peter R. Wilkinson, *Thesaurus of Traditional English Metaphors*. London (1992) ²2002. – Luther, *Rationis Latomianae confutatio* [1521] (Werke, 8. Bd., S. 43-128, hier S. 84), bemerkt bereits, dass sich (fast) jedes Wort metaphorisch gebrauchen ließe, und dass man dann für jedes Wort unbegrenzt viele Bedeutungen annehmen könne – sein Beispiel ist das Wort *vexillum* –, so dass eine Darstellung dieser möglichen Bedeutungen in einem Lexikon nicht mehr vorstellbar sei.

²⁴³ Zur Berücksichtigung von ‚Metaphern‘ in Wörterbüchern (auch nichtmetaphorischen Gebrauchs) u.a. Günther Drosdowski, *Die Metapher im Wörterbuch*. In: Helmut Henne (Hg.), *Praxis der Lexikographie*. Tübingen 1979, S. 83-93, sowie Id., *Die Beschreibung von Metaphern im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch*. In: Franz Josef Hausmann et al. (Hg.), *Wörterbücher. Dictionnaires. Dictionnaires*. Berlin/New York 1989, S. 797-805, René Dirven, *Metaphor as a Basic Means for Extending the Lexicon*. In: Id., und Wolf Paprotté (Hg.), *The Ubiquity of Metaphor*, S. 85-119, Harold Woetzel, *Uneigentliche Bedeutung und Wörterbuch oder die Markierung ü/(fig.) als Stein des Anstoßes für die Lexikographie*. In: Herbert Ernst Wiegand (Hg.), *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie*. VI, 2. Hildesheim 1988, S. 391-461, Gerhard Strauß, *Metaphern – Vorüberlegungen zu ihrer lexicographischen Darstellung*. In: Gisela Harras et al. (Hg.), *Wortbedeutungen und ihre Darstellung im Wörterbuch*. Berlin/New York 1991, S. 125-211, Monika Strietz, *Lexikoneintrag und Metaphorisierung*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (1991), S. 117-123, Wolf-Andreas Liebert, *Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache*. *Kognitive Linguistik und die Perspektiven einer kognitiven*

Metapherngebrauchs in argumentierenden Texten schon deshalb *nicht* infrage, weil solche Wörterbücher einen hierfür zu entkontextualisierten Gebrauch zu fixieren versuchen (ohne dabei Bedeutungswandel leugnen zu müssen). In den Fällen, in denen Metaphern aufgenommen werden, werden zwar mitunter auch ‚Kontexte‘ geboten – tatsächliche und nicht nur fingierte Beispielsätze, doch gehen diese nie über die Satzgrenze hinaus –, aber das ist nur illustrativ (für Typen des Gebrauchs). Demgegenüber sollte ein Konzept der Erkundung des (philosophischen) Metapherngebrauchs in argumentierenden Texten *kontextsensitiver* sein: Allein der Kontext lässt den metaphorischen Gebrauch eines Ausdrucks erkennen. Unterschiedliche Kontexte können darüber hinaus einen veränderten metaphorischen Gebrauchs desselben Ausdrucks zur Folge haben,²⁴⁴ aber das muss nicht sein: Kontextsensitivität erzwingt keinen strengen Bedeutungsholismus (auch keine Inkommensurabilität). Für die Analyse des philosophischen Metapherngebrauchs sollte man daher die Konzeption nicht *etymologisch*, sondern an der *Usualität* in bestimmten Kontexten ausrichten,²⁴⁵ etwa an einem *regular use* in einer *linguistic community*.²⁴⁶

Lexikographie. Frankfurt/M. 1992, S. 156ff, Georges Lüdi, Metapher und lexikalische Arbeit. In: Susanne R. Anschütz (Hg.), *Texte, Sätze, Wörter und Moneme*. Heidelberg 1992, S. 471-478.

²⁴⁴ „Ausdruck“ steht hier als Kürzel und muss nicht einen einzelnen Ausdruck meinen: Es können Syntagma, aber auch Sätze oder größere Einheiten sein.

²⁴⁵ Vgl. L. Danneberg, *Sinn und Unsinn einer Metapherngeschichte*. – Wenn man die Rückversicherung braucht, könnte das durch auch mit der Metaphernbestimmung bei Aristoteles, *Poet*, 21 (1457b7-9), kompatibel sein, wenn nicht festgelegt wird, welche andauernden Eigenschaften sowohl dasjenige, wovon übertragen wird, als auch das Übertragende besitzen.

²⁴⁶ Etwa im Sinn H. Paul Grice, *Intendieren, Mienen, Bedeuten* [Meaning, 1957]. In: Georg Meggle (Hg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/M. 1979, S. 2-15.

‚Tote‘, ‚feste‘ Metaphern entsprächen danach keinem im engeren Sinn metaphorischen Gebrauch, auch wenn sie etymologisch ‚Metaphern‘ sind.²⁴⁷ Solche ‚Metaphern‘ können zwar wieder lebendig, also re-metaphorisiert werden, aber dieser Vorgang verläuft dann im wesentlichen wie jeder Prozess der metaphorischen Verwendung eines Ausdrucks – schematisch.

$$\mathbf{B}_{e1}(\mathbf{A}) \rightarrow \mathbf{M}_1(\mathbf{A}, K_I) \rightarrow \mathbf{M}_1(\mathbf{A}; K_I, \dots, K_n) \rightarrow \mathbf{B}_{e2}(\mathbf{A}, K_N)$$

Das lässt sich so lesen: Von einer eigentlichen Bedeutung \mathbf{B}_{e1} des Ausdrucks \mathbf{A} wird in einem bestimmten Kontext K_I eine übertragene Bedeutung gebildet; die Verwendungen des gleichen sprachlichen Ausdrucks in weiteren und neuen Kontexten, die dabei ähnlich untereinander sind, häufen sich (K_I, \dots, K_n). Es bildet sich eine zweite Bedeutung, die im Hinblick auf einen Normalkontext K_N zur eigentlichen Bedeutung \mathbf{B}_{e2} des Ausdrucks wird, der dabei seine alte eigentliche Bedeutung \mathbf{B}_{e1} (in einem anderen Normalkontext) behalten oder auch verlieren kann. Die (Re-)Metaphorisierung läuft in Bezug auf die erlangte eigentliche (usuelle) Bedeutung strukturgleich:

$$\mathbf{B}_{e2}(\mathbf{A}, K_N) \rightarrow \mathbf{M}_2(\mathbf{A}, K_I), \text{ wobei } \mathbf{M}_1(\mathbf{A}, K_I) \neq \mathbf{B}_{e1}(\mathbf{A})$$

Die andere Möglichkeit besteht darin, dass man sich an den ursprünglichen metaphorischen Gebrauch ‚erinnert‘: Die ursprünglich inkongruenten Bedeutungselemente, die durch Merkmalsselektion und Merkmalsaustausch in den Hintergrund gedrängt wurden, werden reaktiviert. Also der Übergang:

²⁴⁷ Vgl. auch die in kritischer Distanz zu Davidson stehenden Darlegungen bei M. Reimer, *The Problem of Dead Metaphors*. In: *Philosophical Studies* 82 (1996), S. 13-25. – Die Auffassungen zur metaphorischen Bedeutung, die Donald Davidson vorgetragen hat, die sich bei ihm allerdings auch Einwänden unterliegen, ist im großen und ganzen unvereinbar mit der vorgetragenen Ansicht, ich will aber auf eine Kritik nicht eingehen, zu seinem Konzept von *literal meaning* u.a. Deborah Knight, *The Anomaly of Literal Meaning in Davidson's Philosophy of Language*. In: *Philosophy Today* 36 (1992), S. 20-38. Bede

$$\mathbf{M}_1(\mathbf{A}, K_I) \rightarrow \mathbf{B}_{e2}(\mathbf{A}, K_N)$$

wird nicht mehr vollzogen, ist nicht mehr usuell. Dann jedoch findet eine *Bedeutungsveränderung* von $\mathbf{B}_{e2}(\mathbf{A}, K_N)$ statt, und die alten Kompatibilitätsverletzungen werden erneut wahrgenommen.

Der Kontext entscheidet bei jedem Ausdruck über seinen metaphorischen und nichtmetaphorischen Gebrauch. Deshalb sind bei metaphorischen Verwendungen durch Wiederholung oft auch keine Kompatibilitätsverletzungen (durch Neutralisierung von semantischen Merkmalen der ursprünglichen Bedeutung) mit einem Normalkontext gegeben, weil die Kontexte $K_{1,\dots,m}$, die durch (argumentierende Texte) entstehen, nicht so große Ähnlichkeiten besitzen, dass solche Prozesse der Stabilisierung einer neuen usuellen Bedeutung stattfinden. Allerdings gibt es solche Prozesse, nicht zuletzt dann, wenn die usuelle Bedeutung, die ein metaphorischer Gebrauch annimmt, terminologisch ist (also mehr oder weniger *per definitionem* zum – vorläufigen – Abschluss gebracht wird; Neologismen zur Schließung von Lücken im Wortschatz).

Für bestimmte Fragestellungen und für die Untersuchung ihrer alltagssprachlichen Verwendung und in der alltäglichen Argumentationspraxis kann es angemessen und hilfreich sein, *konzeptionelle* Metaphern à la George Lakoff und Mark Johnson) so aufzufassen,²⁴⁸ dass sich bei ihnen (wie bei Begriffen) analytische (semantische) Unter- und Überordnungen (*divisiones*) und szenarien- oder schemaorientierte Nebenordnungen (*partitiones*) unterscheiden lassen. Zwar sprechen die Verfasser den Unterschied zwischen „subcategorization“ und „metaphor“ an: „[...] we have

²⁴⁸ Vgl. George Lakoff und Mark Johnson, *Metaphors We Live By*. Chicago 1980, z.B. S. 3: „metaphor is pervasive in everyday life, not just in language but in thought and action. Our ordinary conceptual system in terms of which we both think and act, is fundamentally metaphorical in nature.“ Zu einer konzentrierten Zusammenfassung ihrer Darlegung Id./I., *Conceptual Metaphor and Everyday Language*. In: *The Journal of Philosophy* 77 (1980), S. 453-486.

been assuming a clear-cut distinction between sub-categorization and metaphorical structuring. On the one hand, we took ‚An argument is a conservation’ to be an instance of subcategorization, because an argument is basically a *kind of* conservation [...]. On the other hand, we took ARGUMENT IS WAR to be a metaphor because an argument and a war are basically different kinds of activity, and ARGUMENT is partially structured in terms of WAR [...]. But we cannot always distinguish subcategorization from metaphor on the basis of these criteria. [...]. The point is that subcategorization and metaphor are end-points on a continuum.”²⁴⁹ *The point* ist aber auch, dass die Verfasser bei der Analyse des aus ihrer Sicht Gebrauchs konzeptioneller Metapher, diese wie ‚Konzepte’ analysieren. Allerdings zeigen die gebotenen schematischen Analysen mehr als nur geringe Schwächen. Zudem dürfte die Annahme wie „human thought processes are largely metaphorical“ sich nur schwer begründen lassen²⁵⁰; zumindest findet sich keine Begründung für einen so weitreichende Behauptung.²⁵¹ Die Verfasser unterscheiden zwischen *dead metaphor*, *live metaphor* und *novel metaphor* auf der einen Seite, *literal* und *imaginative metaphor* auf der anderen, so dass es zu Gebilden kommt wie *literal dead metaphor* oder *literal live metaphor*; *literal* und *imaginativ* bezieht sich offenbar auf die Bedeutungszuweisung an einen Sprachgebrauch; worin dieser besteht wird nicht hinlänglich geklärt. Das rührt in der Hauptsache daher, dass beide auf der einen Seite für die Metaphernidentifizierung ein Kriterium der Usualität annehmen, auf der anderen Seite aber zugleich auch ein etymologisches. Die Konfusionen der *cognitive-metaphor*-Konzeption sind immer wieder kritisiert worden, nicht zuletzt auch die Vorstellung, es gebe *conceptual metaphors* (abgesehen davon, dass die zu

²⁴⁹ Ebd., S. 83-85.

²⁵⁰ Ebd., S. 218: „We have argued in detail that conventional metaphor is pervasive in human language and the human conceptual system and that it is a primary vehicle for understanding.“:

²⁵¹ Ebd., S. 6.

analysierenden Einheiten offenbar Ausdrücke oder Konzepte sind, nicht aber Äußerungen).²⁵²

Demgegenüber gelten solche ‚Implikationsbeziehungen‘ oder ‚Subsumtionsbeziehungen‘ für die Analyse philosophischer Metaphern in argumentativen Zusammenhängen gerade nicht – zumindest nicht von vornherein – und das, nebenbei bemerkt und bei bestimmter Sicht, *a fortiori* auch nicht in der Regel für metaphorischen Sprachgebrauch in literarischen Texten²⁵³; denn die ‚Logik‘ der Metapher dürfte hier am wenigsten der der Terminologie, der der Begriffe ähnlich sein. Wenn es um einen metaphorischen Gebrauch von Ausdrücken in einem bestimmten textuellen Kontext geht – also $M_1(\mathbf{A}, K_1)$ –, dann ist es zur Ermittlung der Bedeutung nicht zulässig, mit dem Ausdruck \mathbf{A} von vornherein bestimmte analytische Operationen (*divisiones*) oder durch ein Weltwissen gestützte Abteilungen (*partitiones*) zu unternehmen. Dass ein Buch in der Regel auch Seiten hat, kann vollkommen belanglos sein für den metaphorischen Gebrauch von \mathbf{A} in K_1 . In K_1 muss auch nicht *implizit* metaphorisch darüber gesprochen werden, wie es möglicher Weise der Fall ist, wenn der Ausdruck ‚Buch‘ nichtmetaphorisch verwendet wird und sich in ein (kulturell geprägtes) Buch-Schema einpassen lässt.

Aus vorliegenden Merkmalen eines Sprachgebrauchs auf das Vorliegen einer subsumierenden (kognitiven) Metapher zu folgern, ist ebenso unterbestimmt wie aus der Zuordnung zu einer bestimmten Metapher und aus ihren ‚Implikationen‘ auf spezielle Merkmale dieses Sprachgebrauchs zu schließen. Mehr einer Intuition folgend werden die konzeptionellen Metaphern zugewiesen und nicht mit Hilfe einer

²⁵² Zum Vorwurf der Zirkularität u.a.. R. W. Gibbs, Why Many Concepts are Metaphorical. In: *Cognition* 61 (1996), S. 309-319, ferner S. Glucksberg und M. McGlone, When Love is Not a Journey: What Metaphors Mean. In: *Journal of Pragmatics* 31 (1999), S. 1541-1558; auch die Kritik von Max Black in: *Journal of Art Criticism and Aesthetics* 40 (1981/82), S. 208-210.

²⁵³ So bereits George Lakoff und Mark Turner, *More Than Cool Reason: A Field Guide to Poetic Metaphor*. Chicago 1989; aus der mittlerweile großen Anzahl solcher weitgehend unergiebigere Untersuchungen etwa Donald C. Freeman, ‚Catch[ing] the nearest way‘: *Macbeth* and Cognitive Metaphor. In: *Journal of Pragmatics* 24 (1995), S. 689-708.

nachvollziehbaren Analyseprozedur aus dem linguistischen Material gewonnen;²⁵⁴ es sind zudem keine *corpus*-Analysen, sondern eher mehr oder weniger zufällig gesammelte Illustrationsbeispiele dafür, wie sich angeblich Kognitionen gestalten. Vollkommen unbeachtet bleibt, dass bei der Deutung metaphorischen Sprachgebrauchs die *Präsumtion* orientierend sein sollte, dass der übertragene Ausdruck nahezu alle ‚Selbstverständlichkeiten‘ in seiner neuen Umgebung verlieren *kann*, und erst der Kontext zeigt, welche ‚Selbstverständlichkeiten‘ er aus seiner alten Umgebung bewahrt und womöglich auch, wie er den begrifflichen Kontext ‚kreativ‘ übersteigt. Das umschreibt den zentralen Unterschied des metaphorischen und des nichtmetaphorischen Sprachgebrauchs. Er spielt in erster Linie nur für den Zugang zur metaphorischen oder nichtmetaphorischen Bedeutung eine Rolle. Nicht lässt sich aus diesem Unterschied etwas über den Vorrang des einen gegenüber dem anderen Gebrauch ableiten.

Ein schematisches Beispiel mag das veranschaulichen: Angenommen der Ausdruck „Spinne“ wird in einem Kontext metaphorisch verwendet, und dass zum Rappen und zum Ausdruck das folgende ‚Wissen‘ besteht und es zur eigentlichen, ersten Bedeutung des Ausdrucks „Spinne“ $\mathbf{B}_e(\mathbf{A}_{\text{Spinne}})$ gehört:

- i) Eine Spinne ist ein Tier.
- ii) Eine Spinne spinnt.
- iii) Eine Spinne spinnt einen Faden.
- iv) Eine Spinne hat Beine.
- v) Eine Spinne spinnt aus sich selbst heraus.
- vi) Eine Spinne wartet in der Mitte ihres Netzes auf Beute.
- vii) Eine Spinne spinnt ein Netz.

²⁵⁴ Zu einem Versuch, dem ein wenig abzuhelpen, Gerhard J. Steen, *From Linguistic to Conceptual Metaphor in Five Steps*. In: Raymond W. Gibbs und G. J. Steen (Hg.), *Metaphor in Cognitive Linguistics [...]*. Amsterdam/Philadelphia 1999, S. 57-77, mit den fünf *steps: metaphor focus identification, metaphorical idea identification, nonliteral comparison, nonliteral analogy identification, nonliteral mapping identification*.

Was davon lässt sich im Kontext K der metaphorischen Verwendung von A , also $M(A_{\text{Spinne}}, K)$, von vornherein, also ohne Berücksichtigung oder unabhängig von K seiner Bedeutung zuschreiben? Nichts! Das wirft die Frage auf, inwiefern es eine minimale ‚Kernbedeutung‘ gibt, die immer beim metaphorischen Gebrauch bewahrt bleiben muss: Ist immer in einer Spinnen-Metapher ein zu bewahrendes Merkmal. Ist ii) in einem metaphorischen Gebrauch gegeben, so nicht zwingend auch iii) oder vii): Ein Gebrauch kann eine Spinne-Spinnen-Metapher sein ohne zugleich eine Spinne-Spinnen-Netz-Metapher. Ich erspare mir die Erörterung der anderen Beziehungsmöglichkeiten. Das, was begrifflicher Teil des Ausdrucks *Spinne* ist, ist nicht von vornherein Teil seines metaphorischen Gebrauchs. Das bedeutet, dass sich die Bedeutungselemente eines Ausdrucks, den er im Rahmen seines nichtmetaphorischen Gebrauchs besitzt, nur eine heuristische Möglichkeit des Erschließens der Bedeutung, die er in seinem metaphorischen Gebrauch in einem Kontext K annimmt sind.

Gegen den Großteil bisheriger metaphorologischer Untersuchungen bleibt festzuhalten: Eine Faden-Metapher, eine Labyrinth-Metapher, eine Netz-Metapher, eine Text-Metapher ist von vornherein noch keine Spinnen-Metapher und umgekehrt. Der Umstand, dass der Minotaurus in der Mitte des Labyrinths wartet und die Spinne nach herkömmlicher Vorstellung im Zentrum ihres Netzes sich aufhält, stellt allein genommen noch überhaupt keinen Grund dar, das miteinander metaphorologisch zu einer Großmetapher zu verbinden.²⁵⁵ Andernfalls, wie sich

²⁵⁵ Freilich können Metaphern miteinander kombiniert auftreten – nur ein Beispiel: Matthias J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik (Methodologische Einleitung [...]). In: Id., Wissenschaftsphilosophische Schriften [1853, 1845, 2. gänzliche umgearbeitete Auflage] hg. von Ulrich Charpa. Köln 1989, S. 46-196, hier S. 71: „Aus dem halt- und festaltlosen Gebiet des subjektiven Meinens, der sich gleichberechtigt gegenüberstehende Einfälle der einzelnen Forscher kommen wir nie heraus, wenn wir nicht den faden finden, der uns durch das Labyrinth heller und dunkler, deutlicher und verworrener Vorstellungen, durch Gedanken und Bilder, wie sie im wechsellvollen Spiele unsere erfüllen, durchführt, wenn wir nicht die Normen aufsuchen, nach denen wir über den Wert sich widerstreitender Ansichten entscheiden und die eine als unberechtigt ver-

schnell zeigt, lässt sich der gesamte vergangene, gegenwärtige und zukünftige metaphorische Sprachgebrauch auf eine einzige Supermetapher zurückführen. Das ist oftmals, wie nur angemerkt sein soll, auch eine der nicht wenigen Schwachstellen der Corpus-Untersuchungen konzeptioneller Metaphern (à la Lakoff und Johnson): Selbst die mehr oder weniger trivialen sprachlichen Bekundungen bedürfen hinsichtlich der Subsumtion unter einer konzeptionellen Metapher (wie *Geld ist Wasser* oder *Liebe ist Krieg*) eines subtileren interpretatorischen Zugriffs als es zumeist bei den Rückschlüssen auf Prozesse der Konzeptbildung aufgrund vermeintlich sprachlicher Evidenz geschieht. Vor allem ist selbst in solchen (alltäglichen) Kontexten die Zuordnung einer *bestimmten* Metapher anhand vorliegender Merkmale zumeist hermeneutisch problematischer als die dargebotenen Untersuchungen durchweg zu realisieren scheinen – etwa als *Argumentation* oder *als Reise* und die angeführten Beispiele lassen zahlreiche alternative Deutungen zu (etwa als *Weg*). Beim Aggregieren von spezifischen Merkmalen zu konzeptionellen Metaphern finden sich so nicht selten ähnliche Fehlschlüsse wie bei metaphorologischen Untersuchungen.

Alle schlauen Menschen sind Füchse.

Alle Füchse haben vier Beine.

Also: Alle schlauen Menschen haben vier Beine.²⁵⁶

werfen können. Nicht jeder ist imstande, sich aus der verwirrenden Menge historischer Tatsachen in klarem, freiem Überblick den Faden herauszufinden, an dem sich die Geschichte der Menschheit fortspinn, und wie hier der langsame Fortschritt ganz an die klarere Entwicklung des philosophischen Gedankens gebunden ist; [...].“

²⁵⁶ Ein historisches Beispiel stellt der Gebrauch des Ausdrucks *animal* bei Wilhem von Ockham, *Summa logica*. In: Id., *Opera philosophica*. Vol. I. Ed. Ph. Boehner et al. St. Bonaventure 1974, S. 367/68, dar: die Äquivokation des Ausdrucks ‚Lebewesen‘ rührt daher, dass er personal supponieren kann; dann erscheint der als Beispiel mit ihm als mittleren Term gebildete Syllogismus als gültig, der Ausdruck ‚Lebewesen‘ kann aber auch für den Begriff ‚Lebewesen‘ stehen, dann wird der Syllogismus ungültig: Kein Mensch ist eine Gattung. Ein Lebewesen ist ein Mensch. Daher ist Lebewesen keine Gattung.

Für das Schließen aus einem metaphorischen Sprachgebrauch gelten die gleichen Regeln wie für den nichtmetaphorischen Gebrauch, auch bei Gefahr des Fehlschlusses aufgrund von Ambiguität (aequivoker Gebrauch statt des univoken Gebrauch; *quaternio terminorum*) – wie im Beispiel: Der Ausdruck ‚Fuchs‘ wird ambig gebraucht; aber nur deshalb, weil zwischen seiner metaphorischen und nichtmetaphorischen Bedeutung nicht unterschieden wird und er als *ein* einziger Ausdruck behandelt wird. Wird nicht unterschieden, dann fällt jeder metaphorische Gebrauch unter Ambiguität.

Methodologisch gesehen, besteht der folgende Unterschied: Während die Annahme, ein *nicht*metaphorischer Ausdruck erlaube bestimmte analytische Operationen und vielleicht auch die Annahme, dass man ihn anhand eines Weltwissens mittels kultureller Schemata deuten kann, *Präsumtionen* darstellen – verstanden als Vorgriffe, die man machen muss, um überhaupt, nicht zuletzt auch den nichtmetaphorischen Sprachgebrauch zu verstehen, die sich allerdings als irrtümlich herausstellen können –, sind solche Annahmen im Falle der metaphorischen Bedeutung gerade keine Präsumtionen, sondern nur *heuristisch*. Gelten Präsumtionen vorab nur so lange, bis man Hinweise auf ihr Nichtgelten hat, gelten Heuristiken nur dann, wenn man für sie *vorab* Hinweise hat. Präsumtionen richten die Suche auf negative Evidenz, Heuristiken auf positive. Metaphern sind in ihrem wörtlichen Verständnis hinsichtlich ihres Kontextes (in der Regel) offenkundig falsch. Wenn Metaphern zur ‚Imaginationswelt‘ eines argumentierenden Textes gehören, dann gibt es noch ein zweites in dieser Welt. Es handelt sich um solche Imaginationen, die im argumentativen Kontext ihres Auftretens ausdrücklich als *kontrafaktisch* präsentiert werden, also als offenkundig falsch. Im Vergleich zu Begriff und Metapher bilden solche Imaginationen in einer bestimmten Hinsicht die ‚Mitte‘: Wie die begriffliche Darstellungsweise ist die kontrafaktische nichtmetaphorisch, aber ihr fehlt in dieser Wörtlichkeit jeglicher (direkte) Wahrheitsanspruch. Wie die Metapher ist sie offenkundig falsch, aber ihren

kontrafaktischen Charakter verliert sie nicht durch ‚Metaphorisierung‘, sondern sie erfüllt ihre (argumentative) Aufgabe gerade unter Wahrung ihrer Wörtlichkeit und ihres kontrafaktischen Charakters.²⁵⁷

Beides, die methodologischen Überlegungen aufgrund der Unähnlichkeit hinsichtlich der ‚Logik‘ zwischen begrifflichem und metaphorischem Sprachgebrauch sowie die Metaphernkonzeption an den usuellen Gebrauch zu binden, hat Folgen für den Aufbau von Wörterbüchern des philosophischen Metaphern-Gebrauchs und für die Geschichten, die man zu Groß-Metaphern zu schreiben versucht hat. So weit ich sehe, ist das bislang in den theoretischen Bemühungen zur Analyse des metaphorischen Sprachgebrauchs in argumentierenden Texten nicht thematisiert worden,²⁵⁸ und wird in den Untersuchungen zur Geschichte von Metaphern durchweg ignoriert. Entscheidend ist der Umstand, dass die Verwendungslogik metaphorischen Sprachgebrauchs nicht der Verwendungslogik von Begriffen entspricht. Doch das Erzählen von Wandlungsgeschichten von

²⁵⁷ Zur ‚Logik‘ und zum argumentativen Einsatz von Imaginationen gerade aufgrund ihrer offenkundigen Falschheit Lutz Danneberg, Überlegungen zu kontrafaktischen Imaginationen in argumentativen Kontexten und zu Beispielen ihrer Funktion in der Denkgeschichte. In: Toni Bernhart und Philipp Mehne (Hg.), *Imagination und Innovation*. Berlin 2006, S. 73-100, Id., *Epistemische Situationen, kognitive Asymmetrien und kontrafaktische Imaginationen*. In: Lutz Raphael und Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), *Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit. Exempel einer neuen Geistesgeschichte*. München 2006, S. 193-221, sowie Id., *Kontrafaktische Imaginationen in der Hermeneutik und in der Lehre des Testimoniums*. In: Id., Carlos Spørhase und Dirk Werle (Hg.), *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in der Wissenschaftsgeschichte*. Wiesbaden 2009, S. 287-449.

²⁵⁸ Trotz dem Titel von Eric Charles Steinhart, *The Logic of Metaphor: Analogous Parts of Possible Worlds*. Dordrecht 2001, sind die Ausführungen für diese Fragen nicht einschlägig; das gleiche gilt für John Briggs und Richard Monaco, *Metaphor: The Logic of Poetry*. New York 1990, wo der zugrunde liegende Logikbegriff mit der Charakterisierung: „Essentially, logic is a process of sorting and comparing things we know to make them fit with other things we know“ (S. 8), nichts Gutes für die das folgenden Ausführungen erwarten lässt und das trifft denn auch ein; eher ließe sich anknüpfen an den Versuch, den impliziten Schlussregelcharakter *konzeptueller* Metaphern in der alltäglichen Argumentationspraxis aufzudecken bei Michael Pielenz, *Argumentation und Metapher*. Tübingen 1993.

Großmetapher ignoriert weitgehend genau das - ebenso wie Wörterbücher der philosophischen Metapher.

Fraglos ist das – mit welchen Formulierungen auch immer bestimmte - Abweichungskriterium, der konterdeterminierende Kontext für die Identifizierung des Vorliegens eines metaphorischen Gebrauchs der vielleicht wichtigste Indikator überhaupt; aber dieses Kriterium ist weder notwendig noch hinreichend. Die erwähnten kontrafaktischen Imaginationen, die offenkundig falsch sind, aber um ihre Pointe gebracht werden, wenn man ihnen eine nichtwörtliche Bedeutung zukommen lässt, zeigen, dass dieses Kriterium *nicht hinreichend* sein kann. Es ist aber auch nicht *notwenig*. Das zeigt sich bei der Negation. Wenn die Negation aus einem falschen Satz einen wahren macht, dann müsste nach dieser Auffassung der metaphorischen Sprachgebrauch eine asymmetrische Eigenschaft unter Negation sein. Bereits die Intuition bezüglich des Sprachgebrauchs widerspricht dem. „Richard ist eine Spinne“ sei ein metaphorischer Gebrauch, der gemessen am relevanten Weltwissen in einem wörtlichen Verständnis falsch ist. Dann ist der Satz „Richard ist keine Spinne“ wörtlich wahr. Anders als die auf Ps-Dionysius zurückgeführte Annahmen, Aussagen *per negationem* seien niemals figurative Aussagen, lassen sich leicht Kontexte imaginieren, in denen auch der negierte Satz metaphorisch verwendet wird.²⁵⁹ Zudem kann die Negation eines wörtlichen verstandenen Gebrauchs ihn metaphorisieren: „Alle Männer sind männlich“ sowie „Nicht alle Männer sind männlich“.²⁶⁰ Fraglos ist, dass es Sätze gibt, die ohne den Ko-Text zu betrachten, in dem Sinn ambigüin sind, dass sie sowohl metaphorisch als auch

²⁵⁹ Hierzu u.a. Timothy Brinkley, *On the Truth and Probity of Metaphor*. In: *Journal of Aesthetics and Art Criticism* 33 (1974), S. 171-180, Monroe C. Beardsley, *Metaphor and Falsity*. In: ebd., S. 218-222, Ted Cohen, *Notes on Metaphor*. In: ebd., S. 249-259, ferner Timothy Brinkley, *Warranting Metaphor*. In: Lars Aagaard-Morgensen et al. (Hg.), *Text, Literature, and Aesthetics*. Amsterdam 1986, S. 89-96, Alan Bailin, *No Man Is An Island: Negation, Presupposition, and the Semantics of Metaphor*. In: *Journal of Literary Semantics* 28 (1999), S. 58-75.

²⁶⁰ Das Beispiel in Abwandlung nach Hans Hörmann, *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt/M. 1976, S. 211/12.

nichtmetaphorisch sich deuten ließen und man dieses auf den isolierten Satz bezogen nicht unter Rückgriff auf syntaktische oder semantische Abweichungen sich entscheiden kann, sondern erst durch eine Ausweitung des Kontextes, in dem der Satz verwendet wird.

Das reicht, um zu zeigen, dass ein *Abweichungskriterium* nicht notwendig für die Identifikation für den metaphorischen Gebrauch ist, wenn es *allein* auf das metaphorische Gebrauchsvorkommen bezogen wird und die textuelle wie kontextuelle Umgebung unberücksichtigt bleibt. Zwar fasst man den Satz als nichtliteral auf, aber nicht anhand eines solchen beschränkten Abweichungskriteriums: Die einzige Abweichung, die maßgeblich ist, ist die vom usuellen Gebrauch - und das ist das Ergebnis der Interpretation. Das bedeutet nicht nur, dass ein metaphorischer Gebrauch kontextrelativ ist, sondern dass sich die relevanten Kontexte nicht vorab durch eine Kriterium limitieren lassen.

Deutlich wird hieran auch, dass die gängige Weise, den besonderen Charakter innovativer Metaphern dahin gehend auszudrücken, dass sie besonders kontextabhängig seien, mehrdeutig ist. Die *Identifikation* eines sprachlichen Gebrauchs als metaphorisch ist immer kontextabhängig; die *Interpretation* eines metaphorischen Gebrauchs kann in unterschiedlicher Weise auf ein Wissen über die Kontexte des Gebrauchs zurückgreifen und hier macht es dann gegebenenfalls Sinn, von einer besonderen Kontextabhängigkeit kühnen oder innovativen metaphorischen Sprachgebrauchs im Rahmen der Analyse zu sprechen.

Nur erwähnt sei, dass die Kraft des Negationsausdrucks ebenso wie beim wörtlichen Gebrauch nicht ausreicht, um einen metaphorischen Gebrauch entstehen zu lassen,²⁶¹ und dass verschiedene Deutungen des Negationsausdrucks Unterschiede machen können. Ein Beispiel ist: „Die Steine sprechen nicht“ (Jacques Derrida) und

²⁶¹ In diesem Sinne verstehe ich Hartmut Kubczak, Begriffliche Inkomparabilität als konstitutives Prinzip der Metapher und Präzisierungen des Konzeptes ‚Metapherninterpretation‘. In: Sprachwissenschaft 19 (1994), S. 22-39, insb. S. 33/34.

„Die Steine schweigen“. Es lassen sich Kontexte vorstellen, in denen *zugleich* der erste einen wörtlichen, der zweite einen metaphorischen Gebrauch darstellt.

Voraussetzung ist eine bestimmte Deutung der Negation: Im ersten Fall negiert sie eine Fähigkeit, im zweiten die Ausübung einer Fähigkeit²⁶² - in der modernen Logik gedeutet etwa als Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Negation, die zur nichttraditionellen Prädikationstheorie geführt hat.²⁶³ Bis ins 19. Jahrhundert ist dieser Unterschied mit dem aristotelischen Terminus *privatio* benannt worden. Das Lehrstück der Beraubung (*amissio, privatio*) weist auf Aristoteles zurück und die neoplatonische Tradierung.²⁶⁴ Ein Beispiel, das Aristoteles gleich mehrfach wählt,²⁶⁵

²⁶² Bei Hans Leisi, *Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen*. Heidelberg 1953, sowie bei Hugo Meier, *Die Metapher. Versuch einer zusammenfassenden Betrachtung der linguistischen Merkmale*. Winterthur 1963, wird das als Unterschied zwischen „direkter“ und „indirekter“ Metapher gedeutet, vgl. auch Christian Strub, *Kalkulierte Absurditäten. Versuch einer historisch reflektierten sprachanalytischen Metaphorologie*. Freiburg/München 1991, u.a. S. 237/38. Bei dem Beispiel spielt der bestimmte Artikel „die“ zwar eine Rolle, aber das ist nicht wichtig. Ähnlich ist es mit dem Satz „Die Steine werden singen“, der das Singenkönnen der Steine impliziert, zudem ohne bestimmten Artikel metaphorisch sein kann. - Die Voraussetzung eines Artikels kann den metaphorischen Gebrauch von Eigennamen anzeigen - Gerhard Tschander, *Wenn Personennamen nicht auf Personen referieren: Metapher und Vergleich als Übersetzungsproblem*. In: Elisabeth Feldbusch et al. (Hg.), *Neue Fragen der Linguistik*. Tübingen 1991, S. 69-76, sieht im metaphorischen einen objektsprachlichen Gebrauch eines Eigennamens, der normalerweise metasprachlich gebraucht wird.

²⁶³ Vgl. Horst Wessel, *Logik*. Berlin 1998, 8. Kap., S. 153-169.

²⁶⁴ Vgl. Aristoteles, *De Inter*, 10 (19b-20a), *Anal Pr*, I, 46 (51b - 52b), ferner Id., *Metaph*, 1011 b 19-20 sowie 1056 a 24. - Zu Problemen der Interpretation der aristotelischen Auffassung u.a. Willi Lewinsohn, *Zur Lehre von Urteil und Verneinung bei Aristoteles*. In: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 24/N.F. 17 (1911), S. 197-216, John Whittaker, *Neopythagoreanism and Negative Theology*. In: *Symbolae Osloensis* 44 (1969), S. 109-125, Roul Mortley, *From Word to Silence. II: The Way of Negation, Christian and Greek*. Bonn 1986, „Appendix I“, S. 255-263. Zur Geschichte dieser Form der Negation, wobei die Vielfalt der (ontologischen) Deutungen – das reicht bis zu einem eigenen Seinswert - zugleich deutlich wird, die Hinweise bei Wolfgang Hübener, *Die Logik der Negation als ontologisches Erkenntnismittel. Zur Geschichte der doppelten Negation*. In: Harald Weinrich (Hg.), *Positionen der Negativität*. München 1975, S. 105-140, auch Klaus Hedwig, *Negatio Negationis. Problemgeschichtliche Aspekte einer Denkstruktur*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 24 (1980), S. 7-33. Von der *privatio* zum *nihil* auch die Beobachtungen bei Henry Deku, *De nihilo*. In: Dietrich von Hildebrand (Hg.), *Rehabilitation der Philosophie*. [...]. Regensburg 1974, S. 55-84.

²⁶⁵ Vgl. Aristoteles, *Cat* 11^b22ff sowie 12^a26ff, sowie Id., *Metaph*. 1022^b26/28, 1052^a2/3.

ist das der Blindheit, das von ihm dann über Anselmus von Canterbury und Thomas von Aquin seinen Weg als fortwährende Illustration des Lehrstückes der *privatio*, nicht zuletzt der *privatio boni*, in der scholastischen Literatur nehmen wird. Die *privatio* kann niemals das Positive *in toto* negieren bzw. es berauben: Wenn etwas gänzlich des Guten beraubt sei, so verbleibe nach Augustinus nicht etwas, sondern gar nichts.²⁶⁶

Zusammenfassend lässt sich der für eine überprüfbare und effektive Untersuchung zum Metapherngebrauch in der Denk- und Wissensgeschichte drei methodologische Maximen festhalten: (1) ein metaphorischer Sprachgebrauch ist nicht von vornherein bereits wie ein begrifflicher zu behandeln; (2) zwar bietet die Etymologie eines Ausdrucks Informationen für die Interpretation wie für die Analysen, sie bietet aber kein Kriterium für das Vorliegen eines metaphorischen Sprachgebrauchs; zu seiner Identifizierung ist letztlich allein als Kriterium das der Usualität maßgeblich; (3) die Identifizierung eines metaphorischen Gebrauchs ist in der Weise *kontextsensitiv*, dass allein die Unvereinbarkeit mit syntaktischen oder semantischen Regeln, syntaktische oder semantische Devianz, weder notwendig noch hinreichend ist und die Verletzung von Sprechaktkonventionen oder –maximen sind entsprechender der Kontextsensitivität auf einen weiten Kontext des vorliegenden Sprachgebrauchs zu beziehen sind.

Die Frage, inwieweit die drei von mir angerissenen Metaphern-Beispiele Bausteine für eine spezielle Metapherngeschichte der ‚Spinne‘ – des ‚Spinnens‘, des ‚Webens‘ oder dergleichen – sind, ist daher viel schwieriger zu beantworten als man gemeinhin zu denken scheint. Wenn selbst zeitlich eng benachbarte Segmente sich nicht von vornherein unter einem Metaphern-Label subsumieren lassen, dann ist auch Bacons Metapher nicht eine Ameisen-, eine Bienen- *und* eine Spinnen-Metapher und würde so zunächst auch nicht in die einzelnen Geschichten dieser drei

²⁶⁶ Vgl. Augustinus, *De libero Arbitrio* [388/391-95], II, 20, 54, auch Id., *Confessiones* [um 397-400], lib VII, cap. 12, 18: „Si autem omni bono privabuntur, omnino non erunt.“

gehören. Vielmehr handelt es sich zunächst um eine Ameisen-Bienen-Spinnen-Metapher und erst dann *möglicherweise* auch um eine Ameisen- oder Bienen- oder Spinnen-Metapher.²⁶⁷ Das nun aber gilt nach der Präsumtion auch für Nietzsches Metapherngebrauch und für die Vermutung, er sei inkohärent – ebenso wie es für alle Kritik am metaphorischen Gebrauch hinsichtlich seiner Angemessenheit, Richtigkeit oder Wahrheit gilt. Es ist nach dem metaphorischen Sprachgebrauch durchaus möglich, dass bestimmte Anforderungen bei der Begriffverwendung in argumentierenden Zusammenhängen (etwa die Einheitlichkeit der Bedeutung) nicht bei metaphorischem Sprachgebrauch in demselben Zusammenhang gelten muss: Das erste Vorkommen der Bienen-Metapher in Nietzsches Text muss nicht von vornherein mit dem zweiten Bienen-Metapher-Vorkommen desselben Text unter *einer* Metapher subsumiert werden. Wenn das nicht der Fall ist, dann kann es sich um zwei verschiedene Metaphern handeln, die keine Verbindung haben, auch wenn sie in ein und demselben Text in einem gemeinsamen argumentativen Zusammenhang auftreten und die daher auch nicht inkohärent sein können.

Nun erscheint eine Aussage wie die, dass die beiden Metaphernvorkommen der Bienen in Nietzsches Text zwei separate Vorkommen darstellen, also als eine *Abfolge* von Metaphern und nicht als eine Verbundmetapher mit einem einheitlichen Bild zu sehen sind, in bestimmter Hinsicht immer nur als *second best*, nur als vorläufig: Nur so lange wie es keine Deutung gibt, die plausibel erscheint und die beide so zusammenfügt, dass sie als kohärente Verbundmetaphern erscheinen; denn es gibt Hinweise in Nietzsches Metapherngebrauch – bei dem zudem die Spinne und das Spinnen nicht selten sind –, die eine solche *heuristische* Vermutung nahe legen.

²⁶⁷ Das ist nur eine sehr einfaches Beispiel für den riesigen Komplex gemischter Metaphern in argumentierenden Texten (Metaphernkombination, Metaphernverschränkung, Metaphernamalgamierung usw.); der Beginn einer Erörterung samt erster Differenzierungen scheint sich bei George B. Hussey, *The More Complicated Figures of Comparison in Plato*. In: *American Journal of Philology* 17 (1896), S. 329-346, zu finden.

III. Nietzsche erneut: Die Biene₁- und Biene₂-Verbundmetapher als kohärent

In aller Kürze möchte ich zu skizzieren versuchen, auf welchen Wegen man zu einer kohärenten Verbindung zwischen den beiden Bienen-Metaphern-Vorkommnissen in Nietzsches Text gelangen könnte. Den hierfür leitenden Hinweis darauf, dass es sich um *verschiedene* Tätigkeiten handelt, so dass die beiden Metaphervorkommnisse nicht inkohärent sein müssen und es sich eventuell um eine Verbundmetapher handelt, bietet eine sprachliche Beobachtung: Zum einen ist es die Tätigkeit des „Baugenies“, das aus sich heraus spinnt, zum anderen sind es die Bienen, die sammeln, säubern und füllen und den Ausdruck, den Nietzsche hier verwendet ist, der des ‚Arbeitens‘, der im Zusammenhang mit dem ersten Bild fehlt. Nun finden sich nicht wenige Hinweise in Nietzsches Schriften zu beiden Ausdrücken, *Genie* und *arbeiten*, im Blick auf Wissenschaft, nicht zuletzt der (Alt-)Philologie. Zugleich sind beide Ausdrücke systematisch vage und erlangen eine zentrale Stellung im ‚Streit‘ um das richtige Verständnis von Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

Ich greife eine auf den ersten Blick schwierige Formulierung Nietzsches heraus. Er erinnert sich, dass er zu Beginn seines Studiums „nach einer Wissenschaft“ gesucht habe, „die mit kühler Besonnenheit, mit logischer Kälte, mit gleichförmiger Arbeit gefördert werden könnte“,²⁶⁸ die er dann meinte, in der Altphilologie gefunden zu haben. Das, was Nietzsche sucht, scheint die klirrende Kälte zu sein wie der „Bau der Begriffe“, der „in der Logik jene Strenge und Kühle“ ausatme, „die der Mathematik zu eigen“ sei. Dazu läßt sich viel assoziieren. Doch jeder der anderen verwendeten Ausdrücke ist ebenfalls nicht leicht verständlich. In einer neueren Untersuchung heißt es mit Blick auf den Ausdruck „gleichförmige Arbeit“, dass dies schon nach „Fabrik und Arbeitsteilung“ klinge, „gegen die doch die künstlerisch-wissenschaftliche Betätigung des Poeten-Philologen, der Lebensstil gelehrter Muße

²⁶⁸ Nietzsche, Historisch-Kritische Gesamtausgabe (HKG). Werke. 5. Bd. München 1940, S. 253.

gerichtet war“.²⁶⁹ Das greift zurück auf eine an anderer Stelle stehende Bemerkung Nietzsches, dass die Philologen zwar „strenge Männer der Wissenschaft“ sein sollten, aber auch Künstler und Pädagogen.²⁷⁰ *Gleichförmige Arbeit als Sehnsucht* nach „Fabrik“, „Arbeitsteilung“ bei einem, was die Wissenschaft betrifft, so elitebewussten Philologen und Philosophen?

Zwar sieht Nietzsche an mehreren Stellen den philologischen ‚Arbeiter‘ als ‚Fabrikarbeiter‘, doch dürfte damit etwas anderes gemeint sein als mit ‚gleichförmiger Arbeit‘ in der zitierten Passage: die *Spezialisierung*, welche die Arbeit durch die *Fabrikarbeit* erfährt – „Die Arbeiter sind Fabrikarbeiter geworden. Der Betrieb des Ganzen schindet ihn<en> aus den Augen“,²⁷¹ oder wie es an anderer Stelle heißt: „Die meisten Philologen sind Fabrikarbeiter im Dienst der Wissenschaft. Die Neigung erstirbt, irgend ein größeres Ganzes zu umfassen oder weitere Gesichtspunkte in die Welt zu setzen. Dagegen arbeiten die Meisten mit emsiger Beharrlichkeit an einer kleinen Schraube.“²⁷² Dikta wie „Ueberhaupt ist so ein exklusiver Fachgelehrter dem Fabrikarbeiter analog, der, sein Leben lang, nichts Anderes macht, als ein bestimmte Schraube, oder Haken, oder Handhabe, zu einem bestimmten Werkzeuge, oder Maschine, worin er denn freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt“,²⁷³ weisen zwar zurück auf Arthur Schopenhauers *Parerga und*

²⁶⁹ Hubert Cancik und Hildegrad Cancik-Lindemaier, ‚Das Gymnasium in der Knechtschaft des Staates‘. Zur Entstehung, Situation und Thema von Friedrich Nietzsches „Wir Philologen“. In: Glenn W. Most (Hg.), *Disciplining Classics*. Göttingen 2002, S. 97-113.

²⁷⁰ Nietzsche, HKG 5, S. 269.

²⁷¹ Nietzsche, HKG 3, S. 338 [1867/68].

²⁷² Ebd., S. 329; auch z.B. Nietzsche, *Encyclopädie der klassischen Philologie und Einleitung in das Studium derselben* [1870/71]. In: Id., *Kritische Gesamtausgabe*. II. Abt. 3. Bd. Berlin/New York 1993, S. 341-437, hier S. 369/70, wo er dem angehenden Philologen bereits empfiehlt, zunächst ein Jahr Philosophie zu studieren, damit er in der Philologie nicht einem „Fabrikarbeiter gleicht“.

²⁷³ Nietzsche, *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*. Sechs öffentliche Vorträge [1872]. In: Id., *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin/New York 1980, S. 641-752, hier S. 670.

Paralipomena,²⁷⁴ und bereits Kant kann im Streit der Fakultäten der Auffassung seine Zustimmung nicht versagen, man solle „den Inbegriff der Gelehrsamkeit“ organisieren, „gleichsam fabrikenmäßig, durch Verteilung der Arbeiten“,²⁷⁵ aber einer der zahlreichen Philologen, die das Thema in ähnlicher Weise umkreisen ist Nietzsches Lehrer Friedrich Ritschl: „[...] nicht als gedankenloser Handwerksarbeiter, sondern zwar unmittelbar praktisch thätig für die eigene Person an einem kleinen Stück des Werks, aber mit der Kenntnis und Uebersicht des Bauplans, mit Bewußtsein über Zweck, Zusammenhang, Beziehung der Einzelarbeit auf das große ganze Werk.“²⁷⁶

Zum einen kann dabei anklingen, muss aber nicht, dass es sich nur um einen *mechanischen* Teil der Arbeit im Sinn der Auswechselbarkeit im Rahmen eines Ganzen handelt, ohne dass die Arbeit eine individuelle Ausprägung erfährt – der Ausdruck ‚mechanisch‘ ist durchaus nicht ungebräuchlich bei der Beschreibung der philologischen Tätigkeit, seine Verwendung ist bei den *Selbstbeschreibungen* niemals pejorativ, vor allem aber tritt er niemals als eine *vollständige* Beschreibung dieser Tätigkeit auf.²⁷⁷ Fraglos gilt in der Zeit weithin unwidersprochen: „Das

²⁷⁴ Vgl. Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena* [1851]. In: Id., *Werke*. Zürich 1977, Bd. X, § 254 (S. 531). – Die Erörterungen der wechselnden Beziehung von Nietzsche zu Schopenhauer, vgl. z.B. Karl Schlechta, *Der junge Nietzsche und Schopenhauer*. In: *Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft* 26 (1939), S. 289-300, oder Christopher Janaway, *Schopenhauer as Nietzsche's Educator*. In: Nicholas Martin (Hg.), *Nietzsche and the German Tradition*. Bern 2003, S. 155-185. gehen auf diesen und weitere hier interessierende Aspekte nicht ein.

²⁷⁵ Kant, *Streit der Fakultäten*, A 3. – Zum Hintergrund des Vergleichs von ‚Fabrik‘ und ‚Akademie‘ bis zu Kant erhellend Martin Gierl, *Die Universität als Aufklärungsfabrik: Über Kant, gelehrte Ware, Professoren als Fabrikgesellen und darüber, wer die universitätshistorisch herausragende programmatische Schrift des 18. Jahrhunderts in Wirklichkeit geschrieben hat*. In: *Historische Anthropologie* 13 (2005), S. 367-375, allerdings ist diese Untersuchung weder für den hier interessierenden Zeitraum noch für die spezielle Metaphorik einschlägig.

²⁷⁶ Ritschl, *Zur Methode des philologischen Studiums (Bruchstücke und Aphorismen)* [Ende 1850]. In: Id., *Kleine philologische Schriften*. Bd. V. Leipzig 1879, S. 19-32, hier S. 29.

²⁷⁷ Nur ein Beispiel: Boeckh, *Begrüßungsrede* [1854]. In: Id., *Gesammelte kleine Schriften* [...]. Bd. 2. Leipzig 1859, S. 433-438, hier S. 436.

Geistige läßt sich niemals mechanisieren“,²⁷⁸ womit aber auch nur gemeint sein kann, dass bestimmte geistige Tätigkeiten nicht *vollständig* als ‚mechanisch‘ beschreibbar sind. Zudem *kann* ‚handwerksmäßig‘ (und dann auch ‚fabrikmäßig‘) darüber hinaus eine spezielle Bedeutung besitzen, die auf antike Vorstellungen zurückverweist: Die so umschriebene Tätigkeit wird nur als ‚empirisch‘ in dem Sinn angesehen, dass sie nicht von einer Theorie, einer *scientia*, nicht einmal von einer *ars* angeleitet wird, so dass der Tätige nicht über die *Einsicht* in seine Tätigkeit verfügt – also nicht weiß, weshalb er Bestimmtes tut. Offenbar in diesem Sinn verwendet etwa Schleiermacher den Ausdruck ‚handwerksmäßig‘.²⁷⁹

Zum anderen kann mit solchen Formulierungen (zusätzlich) gemeint sein, dass es von der Wahl des Arbeitsgegenstandes abhängt, inwiefern der *in philologicis* reüssierende Studierende auch sein ‚Ingenium‘ verwirklichen kann. Der (normale) Philologe erscheint dann als jemand, der seine Arbeit zwar beherrscht, aber der Zuweisung durch den „Arbeitsgeber“, wie Nietzsche sagt,²⁸⁰ bedarf. Deutlich sind die Assoziation von Spezialisierung und „fabrikmäßigem Handwerksbetrieb“ wenig später etwa bei Hermann Usener.²⁸¹ Es ist nicht mehr das große Ganze, das der einzelne Philologe bearbeitet, sondern er selber sieht sich zunehmend als Spezialist im „Großbetrieb“ der Universität, der von der Arbeitszuteilung abhängig ist – so stellt es sich in der *Retrospektive* nicht selten auch dem Philologen selbst dar.

Nur andeuten läßt sich in diesem Rahmen, dass die Klage über die Spezialisierung in der Universität und über den Verlust ihres (organischen) Zusammenhangs zu

²⁷⁸ So z.B. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, *Geschichte der Philologie*. Leipzig 1921, S. 75.

²⁷⁹ Vgl. Schleiermacher, *Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende* [1808]. In: Ernst Müller (Hg.), *Gelegentliche Gedanken über Universitäten*. Leipzig 1990, S. 159-258, hier S. 199 und S. 202.

²⁸⁰ Vgl. das Schreiben an Paul Deussen vom September 1868 in Nietzsche, *Briefwechsel*. Kritische Gesamtausgabe. I. Abt. 2. Bd. Berlin/New York 1975, Nr. 588, S. 316.

²⁸¹ Vgl. Usener, *Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Bilder aus der Geschichte der Wissenschaft* [1884]. In: Id., *Vorträge und Aufsätze* Leipzig/Berlin 1907, S. 67-102, hier S. 70.

einem anhaltenden Lamento wird, das die universitäre Entwicklung begleitet. Zum einen betrifft das den Gelehrten als denjenigen, der sukzessive immer weniger die Vielfalt des erzeugten Wissen zu kennen und beherrschen vermag, zum anderen aber auch die mehr oder weniger imaginierte Disziplin selbst, die sich nicht nur an den ‚Rändern‘ verändert, sondern die sich immer wieder angesichts veränderter Konstellationen justieren und erfinden muss. So sind zwar die Stimmen im 19. Jahrhundert unter Altphilologen selten,²⁸² die diese Spezialisierung für unaufhaltsam halten, doch schon Boeckh sieht in der „Theilung der Arbeit“ ein „nothwendiges Gesetz“. Kein einzelner Philologe – „selbst bei der größten Begabung“ – sei mehr in der Lage, das „Ganze in der Ausdehnung“ zu umfassen. Freilich ist das nur bezogen auf den Gelehrten gesagt. Eine solche Spezialisierung des Philologen erscheint so lange als wenig bedrohlich, wie sie sich noch im Rahmen eines allgemeinen Zusammenhangs deuten läßt. Das hierfür stehende Bild ist für die Disziplin selbst wie für die Wissenschaft als Ganze das des Organismus (Systems) – oder der „Begriffsdom“

Dazu gehören beispielsweise auch die Anklänge an die alte Mikro-Makrokosmos-Vorstellung, wenn Boeckh im Zuge seiner holistischen Vorstellungen vom Wissensganzen meint: Jeder, „wie er sich auch beschränke“, erkenne „in seinem begrenzten der Tiefe nach die Idee des ganzen mikrokosmisch“.²⁸³ Die übergreifenden Enzyklopädien sollten dann dieses ‚Ganze‘ in Erinnerung halten,²⁸⁴

²⁸² Vgl. z.B. Ludwig Lange, Ueber das Verhältnis des Studiums der classischen Philologie auf der Universität zu dem Berufe des Gymnasiallehrers [1879]. In: Id., Kleine Schriften aus dem Gebiete der classischen Altertumswissenschaft. Bd. 1. Göttingen 1887, S. 22-38.

²⁸³ Boeckh, Ueber die Pflichten der Männer der Wissenschaft Festrede [1855]. In: Id., Gesammelte kleine Schriften. [...] Bd. 2. Leipzig 1859, S. 115-130, hier S. 130. Auch Id., Begrüßungsrede [1854], S. 434: zu fordern sei, „daß jede wissenschaftliche Bestrebung das Bild der Wissenschaft als einer einigen und ungetrennten mikrokosmisch abspiegele, und in jeder Besonderheit das Ganze und Allgemeine intensiv enthalten sei; [...]“. Ebenso in Id., Eröffnungsrede [1850]. In: ebd., S. 183-199, hier S. 190/91, allerdings ohne Verwendung des Ausdrucks „mikrokosmisch“.

²⁸⁴ Vgl. Boeckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Hg. von Ernst Bratuscheck. Leipzig 1877, S. 48: „[...] ich selbst bin oft irre geworden, bis ich

freilich nur im Modus der *Gelehrsamkeit*, und es ist dann die Enzyklopädie, die das „System der Wissenschaft“ aufstellt.²⁸⁵ Zwar kann der Philologe – wie Boeckh sagt – das Ganze nicht mehr in seiner „Ausdehnung“ erfassen, so aber doch der „Tiefe“ nach. Damit nun wiederum korrespondiert Boeckhs Variante aus den vielfältigen Gebrauchsweisen des Ausdrucks *Genie* in der selbstbeschreibenden Sprache der Altphilologen: Die „Gelehrsamkeit“ ist das Quantitative („Umfang“), die „Genialität“ das Qualitative („Tiefe“)²⁸⁶ – und es klingt die alte Unterscheidung der Quantität des analytischen Details und die Qualität der synthetischen Zusammenschau.²⁸⁷

Boeckh verwendet die Analogien „Fabrik“ und „Fabrikherr“ zwar relativ früh,²⁸⁸ doch bei seinem Vergleich assoziiert er gerade nicht wie der erst ein „Arbeitsgeber“ werden wollende Nietzsche die Asymmetrie oder die Massenproduktion. Gesehen wird das anders: In Parallele zum Staat sei dem „Wesen der Wissenschaft“ allein „gemäß“, dass alle „ebenbürtig und keiner bloß Handlanger“ sei. Verknüpft mit der Warnung, nicht „fabrikmäßig zu sehr ins Kleine“ zu gehen und verbunden mit der Aufforderung, dass „jeder Gelehrte“ zugleich bestrebt sein müsse, „sich die Umsicht des Fabrikherrn zu erwerben und einen großen Ueberblick zu gewinnen, ohne welche

eine höhere Ansicht gefunden habe. Wenn man auf Grund eingehender specieller Forschung das Bewusstsein von dem Zusammenhange des Ganzen gewinnt, so wird das volle Verständnis der encyclopädischen Uebersicht die Blüthe des philologischen Studiums sein.“

²⁸⁵ Vgl. ebd., S. 49.

²⁸⁶ Vgl. ebd., S. 176.

²⁸⁷ Nach Nietzsche, Encyclopädie [1870/71], S. 375, befindet man sich in der altphilologischen Kritik noch immer im „Zeitalter der Analysis“, die „mühsam“ sei, doch „bald“ sei es „möglich“, „die Dinge zu componiren, die Periode der *Synthesis* nach der *Analysis*. Jeder [...] muß sich erst dem Zeitalter der Analysis würdig erweisen, ehe er an das Zeitalter der *Synthesis* denken darf.“ Keine Frage ist, dass Nietzsche sich selbst in der „Periode der *Synthesis*“ angekommen sieht, hierzu auch die Auseinandersetzung mit Wilamowitz-Moellendorff, vgl. L. Danneberg, *Ad-personam*-Invektive und philologisches Ethos im 19. Jahrhundert: Wilamowitz-Moellendorff *contra* Nietzsche. In: Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase (Hg.), *Kontroversen in der Literaturtheorie / Literaturtheorie in der Kontroverse*. Bern/Frankfurt 2007, S. 93-148.

²⁸⁸ Boeckh, Ueber die Pflichten [1855], S. 128.

er ein bloßer Handwerker sein wird.²⁸⁹ Auch wenn es in der Zeit bereits als eine Art ‚notwendiger‘ Entwicklung erscheint, weiß sich die Rechtfertigung des noch immer sowohl motivational als auch legitimatorisch prekären Status der Spezialisierung bei Nietzsche im Vertrauen zum individuellen ‚Arbeitsgeber‘, und einen solchen ‚Arbeitsgeber‘ sieht er beispielhaft in seinem Lehrer Ritschl verwirklicht – nichts anderes meinte das griechische *ἀρχιτέκτων*. Zwischen *τέχνη*, *τέχναι* und *ἐμπειρία*, *ἐμπειρία* besteht hinsichtlich ihres Ranges bei Aristoteles eine klare Ordnung. Der Unterschied liegt sowohl in der Allgemeingültigkeit der Regeln als auch hinsichtlich der Begründbarkeit.²⁹⁰ In diesem Zusammenhang nun findet sich bei Aristoteles als Beispiel der Architekt als Inkarnation des Technikers und gesetzt gegen den Nur-Empiriker (Handlanger).²⁹¹ Hierzu parallel ist eine Formulierung des Krates von Pergamon (Mallos 2. Jh. v. Chr.), wenn er den *κριτικός* gegen den *γραμματικός* hinsichtlich ihrer Kenntnisse der Wissenschaften ausspielt und den *κριτικός*, der in Wissen über die Sprachen bewandert ist (*λογικῆς ἐπιστήμης ἐμπειρον*), mit dem Architekten (*ἀρχιτέκτων*) und den *γραμματικός* mit dem mehr oder weniger unwissenden Handlanger vergleicht – der wahre *κριτικός* ist ein Baumeister.²⁹²

Nietzsche meint denn auch, gesprochen zu seinem philologischen Briefpartner, dieser brauche einen „Mann, wie Ritschl, der Dein Ingenium dorthin weist, wo es sich als fruchtbar erzeugen kann“ und er fährt fort:

²⁸⁹ Vgl. Boeckh, Ueber die Logisten und Euthynen der Athener [1827]. In: Id., Gesammelte kleine Schriften. Bd. 7. Leipzig 1872, S. 262-328, hier S. 265.

²⁹⁰ Vgl. Aristoteles, *Metaph*, I, 1 (981^a).

²⁹¹ Vgl. ebd. (981^a31/32): *διό' και τούς ἀρχιτέκτονας περι ἕκασον τιμιωτέρους και μάλλον εἰδέναι νομίζομεν τῶν χειροτεχνῶν και σοφωτέρους, ὅτι τῶς αἰτίας τῶν ποιουμένων ἴσασιν*. – Zur Aufnahme dieser Vorstellung vom Architekten im Blick auf die *artes liberales* im Mittelalter die Hinweise bei Günther Binding, *Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr als sapiens architectus*. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Köln (1996) 1998, insb. S. 245-282.

²⁹² Vgl. Sextus Empiricus, *Adv math*, 1, 79: *καί τόν μεν κριτιόν πάσης, φησί, δεῖ λογικῆς ἐπιστήμης ἐμπειρον εἶναι, τόν δε γραμματιόν ἀπλῶς γλωσσῶν ἐξηγητιόν και προσωδίσς ἀποδοτικόν και τῶν τούτοις παραπλησίων. παρὸ και εἰοικέναι ἐκεῖνον μεν ἀρχιτέκτονι, τόν δε' γραμματικόν ὑπέρητη*.

Glaube mir nur, daß die Fähigkeiten, die dazu gehören, um mit Ehren philologisch zu produzieren, *unglaublich* gering sind, und daß Jeder, an den *richtigen* Platz gestellt, seine Schraube machen kann. Fleiß vor allem, Kenntnisse zu zweit, Methode zu dritt – dies ist das ABC jedes produzierenden Philologen; vorausgesetzt, daß ihn jemand *dirigirt* und ihm eine *Stelle anweist*. Denn das gerade können nur Wenige von selbst. Es gibt eben Arbeitsgeber und Fabrikarbeiter – in diesem Vergleich soll nichts Geringschätziges liegen.²⁹³

Im Rahmen welcher soziomorphen Metaphorik auch immer Probleme der Entwicklung der (Alt-)Philologie in der Selbstbeschreibung ihre Darstellung finden, in der Regel wird die *asymmetrische* Ausbildungssituation im Seminar nach dem angestrebten Ideal der Selbstbeschränkung in diesem ‚Raum‘ als eine *symmetrische Gemeinschaft* konzipiert, nicht dadurch, dass die Asymmetrie der Ausbildungssituation geleugnet werden würde, sondern indem auf bestimmte erwünschte Symmetrien als *Ziel* formuliert werden, die die Asymmetrie aufhebt und zugleich neu produziert.

Am Faden der Ausdrücke „kühle Besonnenheit“, „logische Kälte“ und „gleichförmige Arbeit“²⁹⁴ wäre als nächstes zu zeigen, dass Nietzsches eingangs zitiertes Statement weder mit der einen noch der anderen angeführten Assoziation zum Arbeitsausdruck etwas zu tun hat, sondern genau zum Selbstbild der philologischen Tätigkeit, wie es im philologischen Seminar ausgebildet wurde, passt und es auf diese Weise reproduziert. Der Ausdruck ‚Arbeit‘ hat eine komplizierte Semantik und in der Zeit eine Fülle unterschiedlicher Verwendungswiesen. Seine semantischen Züge lassen sich eher bestimmen, wenn man eine Vermutung hat, wovon sich das *positive* Selbstbild, wenn Philologen ihre Tätigkeit als ‚Arbeit‘ bezeichnen, abgrenzt. Für das Selbstbild des philologischen Geschäfts als „mühsame Arbeit“ muss man weder in der Zeit vor noch nach Nietzsche lange suchen, und so findet es sich auch schon bei Friedrich August Wolf. Aber oftmals sind diese

²⁹³ Schreiben an Paul Deussen vom September 1868 in Nietzsche, Briefwechsel.

²⁹⁴ In Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches [1878]. In: Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 2. Berlin/New York 1980, S. 146/47, sagt er: „Alle Grossen waren grosse Arbeiter [...]“

Verwendungsweisen bloss in dem Sinn, dass sie nur die Anstrengung („mühsam“) ausdrücken sollen, aber nicht mehr. Im Blick auf den Aspekt der Anstrengung (Mühe) ist dann auch der *Methoden*begriff zu sehen. Unter den zahlreichen Aspekten, die sich mit diesem Begriff im Autostereotyp der Altphilologen im 19. Jahrhundert verbinden lassen, gehört das Moment seiner Zielgerichtetheit und damit der Erleichterung, Abkürzung und Beschleunigung als Verringerung des Arbeitsaufwandes. Dieses semantische Merkmal meint Nietzsche aber offenkundig nicht oder zumindest nicht allein.

„Arbeit“ bezeichnet im 19. Jahrhundert darüber hinaus noch mehr als das, was sich in der Nachfolge John Lockes als eine „(Geistes-)Arbeit“ ansehen läßt, mit der man etwas erschafft, das nicht nur dadurch einen Wert besitzt, sondern das Anrecht verleiht, das Produkt der Arbeit als Eigenes, als Eigentum anzusehen,²⁹⁵ sondern „Arbeit“ wird zumindest im 19. Jahrhundert zum Synonym für Forschen überhaupt. Freilich muss die Geschichte des Arbeitsbegriff und die der Begriffe, die Tätigkeitsaspekte bei der Suche, Vermittlung und dem Erwerb von Wissen mit entsprechenden Konnotationen bezeichnen, erst noch geschrieben werden.²⁹⁶ Möglich wird die Gleichsetzung von „Arbeit“ und „Forschen“ aufgrund der Herauslösung eines bestimmten semantischen Aspekts, und zwar kontrastiv zu anderen sich anbietenden Formen der Wissenserzeugung. Genau dieser Aspekt des Begriffs der Arbeit erfährt durch Kants kurze Polemik *Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie* eine so überaus visible Aufnahme in die

²⁹⁵ Zum konkreten Hintergrund der ‚Arbeitstheorie des Eigentums‘ bei Locke – sehr vereinfacht: die Überwindung der gegen die kontraktualistischen Eigentumstheorien formulierten Einwandes, auf einer *contra-factum*-Annahme eines ausdrücklichen Vertrages der gesamten Menschheit zu beruhen – Bernd Ludwig, Arbeit, Geld, Gesetz. Eine Neubestimmung von Aufgabe und Ziel der Eigentumstheorie John Lockes. In: Politisches Denken. Jahrbuch 2001. Stuttgart/Weimar 2001, S. 69-104, ferner Hans Medick, Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft. [...]. Göttingen 1973, S. 75-98.

²⁹⁶ Einige Hinweise zum ‚Arbeitscharakter‘ der Erkenntnis finden sich bei Hans Blumenberg, Paradigmen zu einer Metaphorologie [zuerst 1960]. Frankfurt/M. (1998) ²1999, S. 34ff.

Diskussion der Philosophie und der Wissenschaft, die weit über den näheren Anlass, nämlich Johann Georg Schlossers Schrift *Platos Briefe über die syrakusanische Staatsrevolution* von 1795 hinausgeht.

In ihr setzt Kant dem *philosophus per inspirationem*, der „intellectuellen Anschauung“, dem nur vermeintlich schnellen genialischen Erkennen mit einem „einzigem Scharfblick“, das ‚bedächtige Fortschreiten‘ entgegen. Zwar konfrontiert er explizit das Philosophieren Platons als ‚Erleuchtung‘ mit dem des Aristoteles als ‚Arbeit‘, meint freilich nicht so sehr die beiden verblichenen Philosophen, sondern lebende Zeitgenossen, die aus seiner Sicht philosophische Schwärmer seien und die unter dem „Einfluß eines höheren Gefühls philosophiren [...] wollen“. Erkenntnis, dies ein weiterer Aspekt, entstehe, wie Kant an anderer Stelle betont, in „langsamer Entwicklung [...], also nur durch Arbeit“. ²⁹⁷ Nicht das „Überfliegen“ der Sinnenwelt, nicht die „Apotheose von oben herab“, sondern die Reflexionsarbeit der Vernunft steige „von unten hinauf“ zu Ideen durch „methodische Entwicklung und systematische Zusammenstellung der Begriffe“. ²⁹⁸ Es ist die Bodenhaftung, welche die „Vernunft“ verliere, wenn sie die „Flügel ausspanne, um über die Sinnenwelt durch die bloße Macht der Spekulation hinaus zu kommen“, ²⁹⁹ und schon Bacon, bei ihm macht Kant mit seiner Bildsprache nicht selten Anleihen, hatte, wie gesehen, ‚Bleigewichte‘ gefordert, um das Denken am Boden zu halten. Jakob Friedrich Fries knüpft in seiner 1803 erschienen, 1824 erweiterten Polemik nicht zuletzt gegen Schelling genau hier an. ³⁰⁰ In *Reinhold, Fichte und Schelling* findet sich nicht allein

²⁹⁷ Kant, Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie [1796]. In: Id., Akademie Ausgabe. Bd. VIII. Berlin 1912, S. 389-410, hier S. 403.

²⁹⁸ Ebd., S. 390. – In Kants philosophischen Schriften scheint gelegentlich der Arbeitsbegriff als technischer Ausdruck Verwendung zu finden, etwa *KrV*, B 1: „[...] den rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt [...]“. Oder B 355/A 298: „[...] den Stoff der Anschauung zu bearbeiten und unter die höchste Einheit des Denkens zu bringen.“

²⁹⁹ Kant, *KrV*, A 591/B 619.

³⁰⁰ Vgl. Fries, Reinhold, Fichte und Schelling [1803, 1824], In: Id., Sämtliche Schriften. Bd. 24. VI. Abt. Bd. 1. Aalen 1978, S. 33-476, insb. S. 351-368.

die Identifikation von Platon als ‚Philosoph des Witzes‘, also des analogisierenden Denkens, und Aristoteles als ‚Philosoph des Scharfsinns‘, also des zergliedernden Denkens, die dann in der Entgegenstellung von Schelling und Kant ihre Fortsetzung findet, sondern auch die Identifikation mit der „arbeitsamen und arbeitscheuen Philosophie“,³⁰¹ denn zum einen sei es die „Leichtigkeit des Witzes“, zum anderen sei es „die Mühsamkeit schafsinniger Unterscheidungen [...] der arbeitsamen Parthey“.³⁰²

Da es für keinen Bereich des Wissens eine mit Erfolgsgarantie ausgestattete *ars inveniendi veritatem* oder *methodus inveniendi* gab, bestenfalls als Versprechen, bleibt die Wissenserzeugung in der Sicht der Zeit beständig auf das Wirken der ‚Einbildungskraft‘, des ‚Witzes‘, des ‚Ingeniums‘, der ‚Imagination‘, der ‚Erfindungskraft‘ angewiesen. Im Unterschied zum Plötzlichen, das den im nachhinein wahrgenommene Zeitverlust anzeigt, bezeichnet das ‚Sprunghafte‘ den Zeitgewinn, der sich durch das besondere Wirken etwa des ‚Witzes‘ erreichen läßt, aber tendenziell in Konflikt tritt mit dem beanspruchten epistemischen Status des auf diese Weise gewonnenen Wissens. Seit alters ist das, was etwa der ‚Logik‘ nicht gemäß erscheint, als das ‚Sprunghafte‘ gesehen worden.³⁰³ Kant spricht von der „Verhütung kühner Sprünge in Folgerungen“³⁰⁴ und der „Sprung“ dient immer wieder zur Bezeichnung von dem widerrechtlichen Verlassen des ‚Zusammenhangs

³⁰¹ Vgl. ebd., S. 352.

³⁰² Fries, ebd., S. 362.

³⁰³ Vgl. z.B. Alexander G. Baumgarten, *Aesthetica*. Francofurti 1750 und 1758 (ND Hildesheim 1961), § 578 (S. 375), wo es heißt: Glaubhaft gemacht durch ‚sprunghafte, in der Logik nicht erlaubte Argumente, wenn auch in schönen, verhüllenden sprachlichen Formulierungen‘: „[...] aut probantur saltibus logice illegitimis, etiamsi pulcris, formis crypticis, [...]“. Bei Johann Christoph Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*. In: Id., *Werke* [...]. Bd. 6/2. Berlin 1973, heißt es allgemein (S. 434): „In allen menschlichen Dingen und Erfindungen geschieht nichts auf einmal, oder durch einen Sprung; sondern alles wird nach und nach erfunden, verbessert, und allmählich zur Vollkommenheit gebracht.“

³⁰⁴ Kant, *KrV*, B XXXVI.

der Sinnlichkeit‘.³⁰⁵ Das meint den Aspekt des Stetigen: „Genie“ „Lebhaftigkeit“ und „Witz“ sieht er als etwas an, das ohne „Stätigkeit“ ist.³⁰⁶ Ein weiterer oftmals mitgemeinter Aspekt ist der des Plötzlichen des *einen* Blicks, das *simul et non successive* als eine Art der *cognitio intuitiva* (die *intellektuelle* oder *intellektuale* Anschauung). Zugleich ist auch damit verbunden der Aspekt des Mühelosen, vor allem aber des Nichtzeitraubenden.

An einem späteren Beispiel zeigt sich nicht nur das längst vollzogene Eindringen dieser Sprechweise in die Auseinandersetzungen um das richtige Verständnis der Naturwissenschaften, sondern es ist repräsentativ für die Aufnahme wesentlicher Teile des Arsenal, das die zeitgenössische Bildsprache für die Abgrenzung des Arbeitscharakters der Wissenserzeugung zur Verfügung stellt. In *Das Denken in der Medicin*, seiner programmatischen Antrittsrede von 1877, sagt Hermann von Helmholtz: „So lange es Leute von hinreichend gesteigertem Eigendünkel geben wird, die sich einbilden, durch Blitze der Genialität leisten zu können, was das Menschengeschlecht sonst nur durch mühsame Arbeit zu erreichen hoffen darf, wird es auch Hypothesen geben, welche, als Dogmen vorgetragen, alle Rätsel auf einmal zu lösen versprechen.“³⁰⁷ Bei Helmholtz finden sich zahlreiche Stellen dieser Art. Gerichtet sind sie zumeist gegen die naturphilosophischen Spekulationen. Beschworen wird die „gewissenhafte Arbeit“,³⁰⁸ und kurz vor Ende seiner Rede ruft er seinen Zuhörern zu: „Arbeiten wir weiter“.³⁰⁹

³⁰⁵ Vgl. Kant, *KrV*, A 563/B 591; auch A 638/B 666 sowie A 630/B 658; ähnliche Beschreibung, aber ohne Sprung-Metapher, auch A 689/B 717

³⁰⁶ Kant, Akademie-Ausgabe XXIV, *anonymus-Blomberg*, S. 179.

³⁰⁷ Helmholtz, *Das Denken in der Medizin* [1877], In: Id., *Philosophische Vorträge und Aufsätze*. Eingeleitet und hg. von Herbert Hörz und Siegfried Wollgast. Berlin 1971, S. 219-245, hier S. 236.

³⁰⁸ Ebd., S. 239.

³⁰⁹ Ebd., S. 244.

Alle Charakterisierungen des Abzulehnenden – der „glückliche“,³¹⁰ der „geistreiche Blick“,³¹¹ die „schnelle Vorahnung“,³¹² der „günstige Zufall“,³¹³ der „Ikarusflug der metaphysischen Spekulation“,³¹⁴ die „Einfälle“³¹⁵ – implizieren das Nichtsprunghafte als Gegenbild – ebenso wie Nietzsches Ausdruck der „gleichförmigen Arbeit“ auf das Nichtsprunghafte, das Anhaltende, das Kontinuierliche, das Stetige, letztlich damit auf das Zeitintensive der Tätigkeit als Arbeit verweist. Aus seiner Perspektive gewinnt dieses Moment dann sogar eine Deutung als das, was die ihm gegenwärtige Philologie gegenüber dem ‚Mittelalter‘ auszeichne: „Herstellung und Reinhaltung der Texte. Nebst der Erklärung derselben [...], hat endlich die richtigen Methoden finden lassen; das ganze Mittelalter war tief unfähig zu einer streng philologischen Erklärung, das heißt zum einfachen Verstehenwollen dessen, was der Autor sagt, – es war etwas, diese Methode zu finden, man unterschätze es nicht! Alle Wissenschaft hat dadurch erst Kontinuität und Stetigkeit gewonnen, daß die Kunst des richtigen Lesens, daß heißt die Philologie, auf ihre Höhe kam.“³¹⁶

Schließlich kommt bei Helmholtz (wie bei Kant) das Moment der sozialen Anerkennung und Visibilität ins Spiel. Gegen alle diejenigen, die sich als „bevorzugte Kinder des Genius“ sehen, und „durch plötzliche Geistesblitze einen unerschwingbaren Vorzug vor den Mitlebenden“ sich „leicht anzueignen erhoffen“, steht das Wissen des ‚rechten Künstlers‘ wie des ‚rechten Forschers‘, „daß große

³¹⁰ Helmholtz, Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten [1853]. In: Id., Philosophische Vorträge, S. 21-44, hier S. 25.

³¹¹ Ebd., S. 25.

³¹² Ebd., S. 40.

³¹³ Helmholtz, Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen [1892]. In: Id., Philosophische Vorträge, S. 337-364, hier S. 349.

³¹⁴ Helmholtz, Das Denken [1877], S. 224.

³¹⁵ Ebd., S. 239.

³¹⁶ Vgl. Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches [1878]. In: Id., Werke. Hg. von Karl Schlechta. 6. durchges. Auflage. München 1969, S. 434-1008, I, 270 (S. 613).

Leistungen nur durch große Arbeit entstehen“.³¹⁷ Die einen finden „das aufregendste Interesse“ beim „große[n] Publikum“, die anderen sind „eine kleine Zahl still fortarbeitender Jünger“.³¹⁸ Bei aller Kritik, so auch bei Helmholtz, trifft sie nie die Ablehnung des ‚kreativen Vermögens‘ selbst, sondern durchgängig nur einen bestimmten *Gebrauch*, den man davon macht. So richtet er sich gegen das „leere Hypothesenmachen“, aber nicht gegen das Finden „bisher verborgener Ähnlichkeiten“ – also das, wofür gewöhnlich der „Witz“ (*ingenium*) steht. Aber mehr noch: Dieses Finden sei in den Naturwissenschaften „von gleicher Art mit den höchsten Leistungen künstlerischer Anschauung“.³¹⁹ Weder sei es „erzwingbar“ noch durch eine „bekannte Methode“ erwerbbar.

Der Aspekt der Kälte in den Ausdrücken ‚logische Kälte‘ und ‚kalte Besonnenheit‘ bei Nietzsche dürfte denn auch etwas mit dem heißen Blut der Leidenschaften zu tun, das zu einem Hin und Her führt, eben nicht ‚gleichförmig‘ und ‚kaltblütig‘ ist, gegen die „[h]astige Leidenschaft“.³²⁰ Nicht untypisch ist eine Rezension, die zwar in der *Jenaischen Literatur Zeitung* anonym erscheint, aber wohl Friedrich August Wolf zuschreibbar ist:

Wenn irgend eine Kunst von denen, die sich ihr widmen, Ernst und Besonnenheit fordert, so ist es die philologische Kritik. Weniger auf Regeln als auf das Gefühl vertrauend; weniger dem Fleiss günstig, der in jeder Macht steht, als der Divination, die niemand erzwingen kann, scheint sie eine Geburt der Willkühr, ein Spiel des Witzes, der ihr Gebiet durchschwärme, ohne zu wissen, von wannen er komme, noch wohin er wolle. Aber so viele auch dieser Schein täuschen mag: der Kritiker kann durch die That zeigen, daß seine Freyheit Gesetze ehrt, dass sein Grund fest steht, dass sein erreichbares Ziel Wahrheit ist und – wo nicht für die Augen der Menge, vor deren Beyfall und Tadel er schon durch die esoterische

³¹⁷ Helmholtz, *Das Denken* [1877], S. 239; ähnlich S. 242.

³¹⁸ Ebd., S. 243.

³¹⁹ Ebd., S. 238.

³²⁰ So Ritschl, *Methode* [Ende 1850], S. 31. – Zur Entgegensetzung des ‚kaltblütigen Philosophen‘ und des ‚erhitzten Schwärmer‘ auch die Hinweise etwa bei Christoph Martin Wieland aus auf dem Jahr 1776 bei Hans-Jürgen Schings, *Melancholie und Aufklärung: Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1977, S. 270.

Natur seines Studiums gesichert ist, doch für den helleren Blick der Wenigen, in denen er Richter und Kenner zugleich achtet – so gewisse, so einleuchtende Wahrheit, als nur immer den Mathematiker stolz macht.³²¹

Hier sind alle die Elemente beisammen, die auch Nietzsche anspricht. „Logik“ ist bei Nietzsche sicherlich nicht in einem engen Sinn zu verstehen, sondern in einem weiten als Verfahren oder Methode – offenbar war Nietzsche fasziniert davon, „wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt“.³²² Durchweg hat die Nietzsche-Forschung – wenn sie sich überhaupt mit diesem Thema beschäftigt hat, was offenbar nicht oft geschehen ist – ein paar steile ablehnenden Äußerungen Nietzsches aufgepickt und daraus durchweg unhaltbare Schlüsse auf seine Ablehnung der ‚Logik‘ gezogen; wie immer machen es die recht ungleichen Verlautbarungen Nietzsches nicht leicht, seine differenzierte Sicht zu ermitteln.³²³

Wie dem auch sei: Die landläufigen Vorstellungen von einem methodischen Vorgehen passen zur Vorstellung gleichförmigen Arbeitens, auch wenn es – wie gesagt – darin nicht aufgehen muss. Schwieriger scheint da schon der Ausdruck

³²¹ In der *Jenaischen Literatur Zeitung* 3 (1806) 27. Februar, Sp. 385-395, hier Sp. 385: Rezension von zu Rudolf G. Raths (1755-1814) Ausgabe von Ciceros *Tusculanarum disputationum libros quinque*. In der *Praefatio* zu Ciceros *Oratio pro Marcello*, Id., M. Tulli Ciceronis quae vulgo fertur oratio pro M. Marcello [...]. Berolini 1802, S. XXXXVIII, spricht Wolf von der *delectatio* „quam affert dignitas et gravissimum munus criticae artis, quae ipsos antquitatis auctores falsi iudicii et erroris convincit, ac per se iudicando in linguis emortuis, in temporibus remotissimis, idem efficit, quoad mathematici ratiocinando in locis terrae disiunctissimis, nec minus certam suo in genere cognitionem parare potest, quam qua illi jure superbiunt“; zudem Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft [...]. Berlin 1809, S. 40/41.

³²² Nietzsche, HKG 3, S. 296.

³²³ So wenn er beispielweise das Bild der Ouroboros (Schwanzfresser) aufgreift, wenn es bei Id., *Die Geburt der Tragödie auf dem Geiste der Musik*. In: Id., *Werke – Kritische Gesamtausgabe*. III. 1. Hg. von Giorgio Colli und Wolfgnag Müller-Lauter. Berlin 1972, S. 17-152, hier S. 92, wo es heißt, dass „die Logik sich an diesen Grenzen [scil. den Grenzen der Wissenschaft] um sich selbst ringelt und endlich in den Schwanz beißt“. - Einen wesentlichen Schritt weiter führt die Untersuchung von Steven D. Hales, *Nietzsche on Logic*. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 56 (1996), S. 819-835, obwohl er die im Haupttext angeführten Passagen nicht oder nicht sonderlich beachtet; dafür aber in erhellender Weise andere.

„kalte Besonnenheit“ zu sein. Doch dieser Zusammenhang erhellt auch ihn.³²⁴ Fraglos ist, dass der Ausdruck in zahlreichen und Stellen gebraucht wird – bekanntlich spielt der Ausdruck ‚Besonnenheit‘ in Herders Schriften, vor allem in der über den Ursprung der Sprache, eine gewichtige Rolle,³²⁵ aber auch beispielweise bei Schopenhauer,³²⁶ bei dem *Besonnenheit* im Rahmen seiner Willensmetaphysik so etwas wie eine anschauende Erkenntnis zu meinen scheint. So heißt es in *Die Welt als Wille und Vorstellung*: „Demnach ist Genialität die Fähigkeit, sich rein anschauend zu verhalten, sich in die Anschauung zu verlieren und die Erkenntniß, welche ursprünglich nur zum Dienste des Willens daist, diesem Dienste zu entziehen, d.h. sein Interesse, sein Wollen, seine Zwecke, ganz aus den Augen zu lassen, sonach seiner Persönlichkeit sich auf eine Zeit völlig zu entäußern, um als *rein erkennendes Subjekt*, klares Weltauge, übrig zu bleiben: und dieses nicht auf Augenblicke, sondern so anhaltend, und mit so viel Besonnenheit, als nöthig ist, um das Aufge-

³²⁴ Im *Phaidros* findet sich die folgende Stelle (in der Übersetzung Schleiermachers, 237e - 238a): Wenn nun die Gesinnung uns zum besseren durch Vernunft führt und regieret, so heißt dieses Regung Besonnenheit [*σωφροσύνη*]; wenn aber die Begierde vernunftlos hinzieht zur Lust, und in uns herrscht, wird diese Herrschaft Wildheit genannt.“

³²⁵ Dazu allerdings wenig erhellend Karl Menges, „Sinn“ and „Besonnenheit“. The Meaning of „Meaning“ in Herder. In: Herder Jahrbuch 1998, S. 157-175; zu den Schwierigkeiten, diesen Begriff in Herders Schrift zu deuten, zumal wenn er gelegentlich den der Reflexion als synonym zu verwenden scheint, Manfred Krüger, Der menschlich-göttliche Ursprung der Sprache. Bemerkungen zu Herders Sprachtheorie. In: *Wirkendes Wort* 17 (1967), S. 1-11; aus Paul Salmon, Herder's *Abhandlung über den Ursprung der Sprache: Reception and Reputation*. In: John L. Flood et al. (Hg.), *Das unsichtbare Band der Sprache*. [...] Stuttgart 1993, S. 253-277, lässt sich entnehmen, dass man mit dem Ausdruck der Besonnenheit bei Herder häufiger Probleme hatte.

³²⁶ Bei Schopenhauer heißt es, vgl. Id., *Der handschriftliche Nachlass*. Hg. von Arthur Hübscher. Bd. 4,1: Die Manuskriptbücher der Jahre 1830 bis 1852. Frankfurt/M. 1974, S. 59: „Mein Kniff ist, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten abstrakten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren. Also ein hoher Grad an Besonnenheit.“ - Zu seinem Besonnenheits-Konzept, insbesondere in der Ästhetik, auch Matthias Koßler, Zur Rolle der Besonnenheit in der Ästhetik Arthur Schopenhauers. In: *Schopenhauer-Jahrbuch* 83 (2002), S. 119-133.

faßte durch überlegte Kunst zu wiederholen und ‚was in schwankender Erscheinung schwebt, zu befestigen in dauernden Gedanken‘.³²⁷

Nach Hegel bringe die Phantasie allein kein Werk von besonderer Güte hervor, sondern es gehöre dazu ‚wache Besonnenheit des Verstandes, die Tiefe des Gemüts und der beseelenden Empfindung‘.³²⁸ In der *Phänomenologie des Geistes* kritisiert die ‚Geisteswelt‘ der Naturphilosophie durch Entgegensetzungen: ‚Nicht der Begriff, sondern die Extase, nicht die kalt fortschreitende Notwendigkeit der Sache, sondern die gärende Begeisterung soll Haltung und fortschreitende Ausbreitung des Reichtums der Substanz sein.‘³²⁹ Erwähnt sei schließlich Jean Paul (1763-1825), dessen *Vorschule der Ästhetik* Schopenhauer offenbar schätzte,³³⁰ auch wenn wohl nach dem die *Besonnenheit* das erste und vornehmste unter den Erkennungsmerkmalen des Genies ist, das Unbewußte das zweite.³³¹

Nach Johann Friedrich Herbart (1776-1841) schiebt sich ‚zwischen Theorie und Praxis ganz unwillkürlich ein Mittelglied ein, ein gewisser *Tact* nämlich, eine schnelle Beurtheilung und Entscheidung, die nicht [...] ewig gleichförmig verfährt, aber auch nicht, wie eine vollkommen durchgeführte Theorie wenigstens *sollte*, sich

³²⁷ Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung* [1859]. 1. Bd. Zürich 1988, 3. Buch, § 36, S. 240.

³²⁸ Vgl. Hegel, *Vorlesungen zur Ästhetik* [1819-1829] I (ed. Bassenge, S. 276). - Bekannt sind bereits in der Zeit die Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, in denen das ‚Bewußtlose‘ sich mit dem ‚Besonnenen‘ zu vereinigen habe – Schiller am 27. März 1801 an Goethe: ‚Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus.‘ Darauf Goethe allerdings zurückhaltend (an Schiller am 3. April 1801): ‚Der Mensch von Genie kann auch besonnen handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung [...]‘.

³²⁹ Hegel, *Phänomenologie des Geistes* [1806]. Hg. von J. Hoffmeister. 6. Auflage. Hamburg 1952, Vorrede, S. 13.

³³⁰ Zur Beziehung beider Richard Benz, *Jean Paul und Schopenhauer*. In: Id., *Genius und Wort. Von Deutschem Dichten und Denken*. Jena 1936, S. 49-57, sowie Johannes Wirth, *Jean Paul und Schopenhauer*. In: *Jean-Paul-Blätter* 16/2 (1941), S. 91-98, auch wenn dabei mitunter die wörtlichen Entsprechungen unbesehen zu inhaltlichen werden. Vgl. auch Schopenhauer, *Der Handschriftliche Nachlass*. Bd. 3: *Berliner Manuskripte* (1818-1830). Frankfurt/M. 1970, S. 159 (1822/23) sowie S. 420 (1828).

³³¹ Vgl. Jean Paul, *Vorschule der Ästhetik* [1804, 1811]. Nach der Ausgabe von Norbert Miller hg., textkritisch durchgesehen und eingeleitet von Wolfhart Henckmann. Hamburg 1990, III, § 14 (S. 62ff).

rühmen darf, bey strenger Consequenz und in völliger Besonnenheit an die Regel, zugleich die wahre Forderung des individuellen Falles ganz und gerade zu treffen.“ Zu einer „solchen Besonnenheit, zu vollkommener Anwendung der wissenschaftlichen Lehrsätze“ sei nach Herbart freilich „ein übermenschliches Wesen“ erforderlich.³³² An die Stelle, welche die „Theorie leer ließ“ trete „unvermeidlich der Tact“.³³³ Schließlich Wolf: „Wenn irgendeine Kunst von denen, die sich ihr widmen, Ernst und Besonnenheit erfordert, so ist es die philologische Kritik. Weniger auf Regeln als auf Gefühl vertrauend, weniger dem Fleiße günstig, der in jedes Macht steht, als der Divination, die niemand erzwingen kann, scheint sie ein Geburt der Willkür, eine Spiel des Witzes [...]“.³³⁴ Un im Blick auf die philologische Arbeit August Boeckh, der von der „besonnensten Mietsreschaft“ spricht.³³⁵

Bei Nietzsche dürfte die ‚besonnene Tätigkeit‘ gemeint sein, die bestimmt ist als Korrektiv des ‚subjektiv Meinens‘ und ‚Vermutens‘: „Wir haben wie alle Erfahrungswissenschaft viele mechanische und in gewissem Sinne technische Arbeit nötig. [...] Wir verirren uns, oft angewiesen auf die Divination, deren gelungene Erfolge der Triumph unserer Kunst sind, leicht in das [...] subjective Meinen und Vermuthen [...]. Zur Vermeidung dieser Abwege führt uns die Regel und Methode, welche ein Werk der Besonnenheit ist und zu besonnener Tätigkeit leitet; [...]“.³³⁶ Die „Divination“ müsse, wie Boeckh an anderer Stelle sagt, „stets mit verständiger Besonnenheit verbunden sein; der argwöhnische Sinn“ – *animus suspicax* brauche

³³² Herbart, Zwei Vorlesungen über Pädagogik [1802]. In: Id., Sämtliche Werke. Bd. 1. Aalen 1964, S. 279-290, hier S. 285.

³³³ Ebd., S. 286.

³³⁴ So in einer Rezension Friedrich August Wolfs, abgedruckt in Johann F. J. Arnoldt (1816-1892): Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik. Bd. 1 und 2. Braunschweig 1861/1862, Bd. 1, S. 125.

³³⁵ Boeckh, Etwas über Wilhelm Humboldt [1835]. In: Id., Kleine Schriften. Bd. 2: Reden gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Leipzig 1859, S. 211-215, hier S. 213.

³³⁶ Boeckh, Begrüßungsrede [1854], S. 436.

der Philologe als erstes, um seine Arbeit in Gang zu bringen – „führt den Kritiker leicht irre, wenn er nicht durch Objektivität der Anschauung in Schranken gehalten wird“.³³⁷

Soweit zum ‚Arbeiten‘, nun zum ‚Genie‘, wobei das kürzer ausfallen kann. Neben der Betonung des philologischen ‚Arbeitens‘ gehört das ‚Genie‘ zu den im 19. Jahrhundert gängigen Ausdrücken der Beschreibungssprachen, wenn (Alt-)Philologen die philologische Tätigkeiten beschreiben. Das, was Richard Bentley (1662-1742) war, verdanke sich nicht zuletzt seinem ‚außergewöhnlichen Genie‘ oder wie es bei Otto Jahn heißt: Bentley „erfasste mit dem Instinct einer genialen Natur die Gesetze, unter welchen die Formen der antiken Darstellung in Poesie und Prosa ins Leben gerufen werden.“³³⁸ Dabei ist die Verwendung von Ausdrücken wie „genial“ oder „Genie“ bei Jahn alles andere als beliebig. Sie charakterisieren die aus seiner Sicht entscheidenden Entwicklungen im Rahmen der Philologie – so werden aus den zahlreichen Namensnennungen vor Bentley nur Isaac Casaubon (1559-1614), Claude Saumaise (1589-1653) und Joseph Justus Scaliger (1540-1609) – charakterisiert als „Männer, welche durch Genialität, Forschersinn und Gelehrsamkeit die Alterthumskunde“ gefördert hätten,³³⁹ wobei die „geniale Natur“ Scaligers besonders hervorgehoben wird. Nach Bentley sei es erst wieder Gottfried Hermann, der durch „die Genialität seiner Natur Bentley verwandt“ gewesen sei, ihm wird kurz darauf „die Genialität der von ihm als freie Kunst leicht und glückliche geübten Kritik“ bescheinigt.³⁴⁰ Eine solche Charakterisierung erfährt weder Christian Gottlob Heyne, der „ohne eigentlich geniale Productionskraft“ gewesen sei,³⁴¹ noch

³³⁷ Boeckh, Encyklopädie [1877], S. 175. – Ernst Curtius, August Boeckh. Rede zur Säcularfeier von Böckh's Geburtstag am 24. November 1885. Berlin 1885, S. 5, spricht mit Blick auf Boeckh von der „durch weise Besonnenheit geregelte[n] Phantasie“.

³³⁸ Otto Jahn, Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland [1859], In: Id., Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze. Bonn 1868, S. 1-50, hier S. 22.

³³⁹ Ebd., S. 16.

³⁴⁰ Ebd., S. 26.

³⁴¹ Ebd., S. 30.

Wolf oder Boeckh.³⁴² Das gleiche Muster findet sich bei Nietzsche, der seinen bewunderten Lehrer Friedrich Ritschl, der „Arbeitsgeber“, dessen Fürsprache er nicht zuletzt seine auch für die Zeit frühe Karriere als *Philologe* verdankt, heraushebt und ihm die höchste Wertschätzung in der Sprache der Altphilologen erweist, wenn er ihn als den „einzige[n] geniale[n] Gelehrten“, den er „zu Gesicht bekommen habe“,³⁴³ bezeichnet.

Hier schließt sich der Kreis: Die Bienen arbeiten, indem sie *sammeln* und *säubern* – das passt, wenn auch nicht allein, gut auf die philologischen Tätigkeiten. Das ‚Genie‘ ist zum einen der „Arbeitsverteiler“, zum anderen hat es bereits eine lange Tradition, die in ihm jemanden sehen, der aus sich selbst heraus schafft – nicht abhängig von anderen. Goethe ruft indigniert aus: „Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers: Er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte!“ Das „sogenannte Aus-sich-Schöpfen“ mache ohnehin zumeist nur „falsche Originale und Manieristen“.³⁴⁴ Eingebettet ist das in ein emphatisches Verständnis des Dichters als *creator*, als *homo secundus Deus* als *alter Deus*:³⁴⁵ Die göttliche *creatio ex nihil*

³⁴² Bei Julius Mützell, *Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft*. Berlin 1835, heißt es (S. 22/23): „Bentley hatte durch seine geniale Kritik bewiesen, welch ein würdiges Feld in der Bearbeitung der Classiker dem Scharfsinn und der gesammten geistigen Thätigkeit eröffnet sei.“ In der „Literaturgeschichte der Philologie“ von Gottfried Bernhardt, *Grundlinien zur Encyclopädie der Philologie*. Halle 1832, S. 395-420, beginnen mit Petrarca, J.J. Scaliger, Bentley und F.A. Wolf jeweils neue Epochen der Entwicklung in der Philologie.

³⁴³ Nietzsche, *Ecce homo* [1888/89]. In: Id., *Werke in drei Bänden*. Hg. von Karl Schlechta. Bd. II. München (1966) 1973, S. 1065-1159, *Warum ich so klug bin*, 9, S. 1095.

³⁴⁴ Goethe, *Maximen und Reflexionen* (Hamburger Ausgabe 12, S. 479/80).

³⁴⁵ Vgl. u.a. Vinzenz Rühner, *Homo secundus Deus*. Eine geistesgeschichtliche Studie zum menschlichen Schöpfertum. In: *Philosophisches Jahrbuch* 63 (1959), S. 248-291, Eugene N. Tigerstedt, *The Poet as Creator: Origins of a Metaphor*. In: *Comparative Literature Studies* 5 (1968), S. 455-488, mit dem Hinweis (S. 456ff) auf Cristoforo Landino (1424-1498), der als erster den Gedanken des schöpferischen Dichters ausgesprochen habe, Milton C. Nahm, *The Theological Background of the Theory of the Artist as Creator*. In: *Journal of the History of Ideas* 8 (1947), S. 363-372, Id., *Imagination as the Productive Faculty for ‚Creating another nature ...‘*. In: Lewis White Beck (Hg.), *Proceedings of the Third International Kant Congress [...]*. Dordrecht 1972, S. 442-450, Moshe Barasch, *Creatio ex nihilo*. Renaissance Concepts of Artistic Creation. A Minor Mistranslation. In:

als Aus-selbst-erzeugen übertragen auf den Dichter, der weniger als *poeta eruditus*, sondern als derjenige gesehen wird, der aufgrund bestimmter Naturanlagen, aufgrund von Inspiration nicht mehr aus dem Vorfindlichen schafft, es zusammensetzt oder neu kombiniert, den weder Normen noch Materialien eingeschränkten, sondern der vollkommen Neues aus sich selbst erschafft, was traditionell Gott vorbehalten war. Das Aus-sich-heraus-Konstruieren musste aber nicht immer negativ konnotiert, sondern konnte auch positive sein; doch dann eher im Bildbereich der Biene, die Vorgängiges verarbeitet, als in dem der Spinne.³⁴⁶

Worauf auch immer Goethe hierbei anspielen mag, wie nicht selten bei ihm, kommt zugleich auch eine bestimmte Richtung der Naturwissenschaften, insonderheit Newton, in den Blick: „Unter denen, welche die Naturwissenschaften bearbeiten, lassen sich vorzüglich zweierlei Arten von Menschen bemerken. Die ersten, genial, produktiv und gewaltsam, bringen eine Welt aus sich selber hervor, ohne viel zu fragen, ob sie mit der wirklichen übereinstimmen werde.“³⁴⁷ Goethe

Enno Rudolph (Hg.), *Die Renaissance und ihr Bild in der Geschichte*. 3. [...]. Tübingen 1998, S. 37-58, ferner Edgar Zilsel, *Die Entstehung des Geniebegriffs. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus*. Tübingen 1926, S. 276-283. Zudem der Prometheusmythos, hierzu u.a. Oskar Walzel, *Das Prometheusymbol von Shaftesbury zu Goethe*. 2. Auflage. München 1932 (ND Darmstadt 1968). Zum theologischen Hintergrund u.a. Harry A. Wolfson, *The Meaning of Ex nihilo in the Church Fathers, Arabic and Hebrew Philosophy, and St. Thomas*. In: Urban T. Holmes und Alexander J. Denomy (Hg.), *Medieval Studies in Honor of Jeremiah Denis Matthias Ford*. Cambridge 1948, S. 355-370, Id., *The Identification of Ex nihilo with Emanation in Gregory of Nyssa*. In: *Harvard Theological Review* 53 (1970), S. 53-60, Gershom Scholem, *Schöpfung aus dem Nichts und Selbstverschränkung Gottes*. In: *Eranos* 35 (1957), S. 87-119, Gerhard May, *Schöpfung aus dem Nichts. Entstehung der Lehre von der creatio ex nihilo*. Berlin 1978.

³⁴⁶ Nur ein Beispiel: Bei Humboldt, *Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung [1830]* (Werke II, ed. Flitner und Giel, S. 357-394) heißt es (S. 382): „Schiller pflegte zu behaupten, dass der Geschichtschreiber, wenn er alles Factische durch genau und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte construiren müsse, und hatte darin gewiss vollkommen recht [...]“

³⁴⁷ Goethe, *Farbenlehre, Historischer Teil*, 6. Abt. (*FA I*, 23/1, S. 796).

verwendet im übrigen nicht selten die Metapher des ‚Webens‘ und des ‚Netzes‘.³⁴⁸ Im *Torquato Tasso* (v. 3083ff), wird der Dichter Tasso mit dem Seidenwurm verglichen, der sich in sein eigenes Gewebe einspinnt und dann wieder aufersteht; offenkundig eine komplexe Verbindung unterschiedlicher Bilder, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht.

Mitunter drückt Kant bei seiner prinzipiellen Entgegenstellung des Lernen von Philosophie und des Philosophieren lernen – eine Entgensetzung, die sich bereits bei Descartes oder Galilei findet und von Christian Wolff weiter entfaltet wurde – nicht nur dadurch aus, dass er vom ‚Gebrauch der Vernunft‘ spricht, sondern es konnte auch heißen: „Man muß sich bemühen *philosophieren*, nicht bloß *Philosophie* zu lernen. Denn täten wir letzteres so wäre unsere Erkenntnis bloß historisch und nicht aus uns selbst geschöpft.“³⁴⁹ Oder veröffentlicht in der Kritik der reinen Vernunft: „Er bildet sich [scil. wenn er die Philosophie erlernt] nach fremder Vernunft, aber das nachbildende Vermögen ist nicht das erzeugende, d.i. das Erkenntnis entsprang bei ihm nicht *aus* Vernunft [...].“³⁵⁰ Dieses Selbsterzeugen ist dann verbreitet – nur ein einziges Beispiel: Im Blick auf das allgemeine Szenario der ‚Kluft‘ zwischen „Jenseits“ und des „Diesseits“, die es mit Kunst zu überbrücken gelte: „Es ist die Tiefe einer *übersinnlichen Welt*, in welche der *Gedanke* dringt und sie zunächst als ein Jenseits dem unmittelbaren Bewusstsein und der gegenwärtigen Empfindung gegenüber aufstellt; es ist die Freiheit denkender Erkenntnis, welche sich dem Diesseits, das sinnliche Wirklichkeit und Endlichkeit heißt, enthebt,“ heißt es dann in Hegels *Ästhetik*: „Diesen Bruch aber“ – dabei wohl auch auf Kants

³⁴⁸ Dazu auch Werner Keller, *Goethes dichterische Bildlichkeit. Eine Grundlegung*. München 1972, insb. S. 194-206. Katrin Kohl, *Poetologische Metaphern. Form und Funktion in der deutschen Literatur*. Berlin/New York 2007, kennt solche Metaphorik nicht und das Werk ist überhaupt nicht sonderlich hilfreich, um Metapherverwendungen in diesem Bereich auf die Spur zu kommen.

³⁴⁹ Kant in: AA XX, S. 704 (*Logik Dohna Wundlacken*, ca. 1792).

³⁵⁰ Kant, *KrV*, B 864.

„unübersehbare Kluft zwischen dem Gebiete des Naturbegriffs, als dem Sinnlichen, und dem Gebiete des Freiheitsbegriffs, als dem Übersinnlichen“³⁵¹ anspielend –, „zu welchem der Geist fortgeht, weiß er ebenso zu heilen, er erzeugt aus sich selbst die Werke der schönen Kunst als das erste versöhnende Mittelglied zwischen dem bloß Äußerlichen, Sinnlichen und Vergänglichem und dem reinen Gedanken, zwischen der natur und endlichen Wirklichkeit und der unendlichen Freiheit des begreifenden Denkens.“³⁵²

Bei Karl Philipp Moritz heißt es über die „Empfindungskraft“: „Empfindungskraft sowohl als Bildungskraft umfassen *mehr* als Denkkraft, und die tätige Kraft, worin sich beide gründen, faßt *zugleich* auch als was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie aus sich herausspinnend, in sich trägt.“³⁵³ In einer Abhandlung über die Wirkung der äußeren Sinne heißt es über die „Seele“, dass es „gleichsam“ scheine, „als ob sie die äußern Organe zwingen könne, ihr diejenigen Bilder vorzustellen, die sie ihr darstellen würden, wenn sie dieselben von außen empfangen hätten.“ Dann stellt sich allerdings nach Moritz die Frage: „Wenn die Seele sich aber die Bilder, welche sie verlangt, in sich selber vorstellt, ohne die äußern Sinne dazu zu gebrauchen, woraus formt sie denn die dieselben anders als aus sich? – Sie kann doch etwas aus sich formen und in sich darstellen, wie das große Ganze der Natur aus sich formt und in sich darstellt. [...] So wie nun also das große Ganze der Natur aus sich formt und in sich darstellt, so würde auch die Seele aus sich formen und in sich darstellen.“³⁵⁴ Allerdings bleibt es bei den suggestiven Fragen. An anderer Stelle heißt es, „[D]enn wenn das Denkende sich selbst unmittelbar erforschen will, so ist es immer in Gefahr sich zu täuschen, weil es

³⁵¹ Kant, *KdU*, XIX.

³⁵² Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik [gehalten 1817-1829, 1835-38] I, Einleitung (Werke in zwanzig Bänden 13, S. 21).

³⁵³ Moritz, Über die bildende Nachahmung des Schönen [1788] (*FA* 2, S. 958-991, hier S. 978).

³⁵⁴ Moritz, Die Wirkungen der äussern Sinne in psychologischer Rücksicht. Über das musikalische Gehör [1791]. In: Id., Schriften zur Ästhetik und Poetik. Kritische Ausgabe. Hg. von Hans Joachim Schrimpf. Tübingen 1962, S. 129-135, hier S. 134.

in keinem einzelnen Augenblicke sich selber absondern, sondern nur ein Hirngespinnst stat seiner vor sich hinstellen kann, um es zu zergleiden. – Die wirkliche Sache muß droch immer in den jedesmaligen Aktus des Denkens eingehüllt bleiben, welcher sich selbst in dem Augenblicke aufheben würde, wo er sein eigener Gegenstand werden wollte.“³⁵⁵ „Hirngespinnst“ ist nicht selten, bereits früher, aber auch danach eine Kurzform der Spinnenmetapher in ihrer pejorativen Bedeutung.

Das Aus-Sich-selbst-Erzeugen wird zeitgleich, aber auch später nicht selten polemisch eingesetzt, so bei Friedrich Christoph Oetinger,³⁵⁶ bei Johann Georg Heinrich Feder (1740-1821) vermutlich gegen Kant gerichtet³⁵⁷ oder bei Schopenhauer,³⁵⁸, um nur zwei Beispiele herauszugreifen. Freilich kann man *allein* aus dem

³⁵⁵ Moritz, Über den Endzweck des Magazins zur Erfahrenseelenkund. In: ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΟΝ oder Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde VIII (1791), S. 7-10, hier S. 9-10.

³⁵⁶ So bei der Verwendung, die sich weniger auf das Aus-sich-heraus-spinnen, sondern auf einen anderen Aspekt zielt, vgl. Oetinger, Die Philosophie der Alten wiederkommend in der güldenen Zeit worinnen von den unsichtbaren Anfängen des Spiritus Rectoris oder bildenden Geists in den Pflanzen, von der signatura rerum & hominum, von den Lehr-Sätzen des großen Hippocratis und der Alten, und besonders von der gemeinen und künstl. Gedenkungs-Art, wie auch von dem Ursprung der Puls gehandelt wird. Zwei Theile, Erster Theil. Frankfurt/Leipzig 1762, S. 182, findet: „Wer die wahre Philosophie einsehen will, muß allerley Ansichten der Natur versuchen, und nicht meinen, daß man wie eine Spinne alles aus Einem heraus ziehen könne.“

³⁵⁷ Vgl. Feder, Leben, Natur und Grundsätze. Zur Belehrung und Ermunterung seiner lieben Nachkommen, auch Anderer, die Nutzbares daraus aufzunehmen geneigt sind [...]. Leipzig 1825, S. 87: „Ob es übrigens, überhaupt genommen, weniger Selbstthätigkeit, Denkkraft beweise, mannigfaltige Vorstellungsarten zu verarbeiten und zur Stärkung seiner individuellen Geistesbetriebsamkeit sich zu assimilieren, als seine eigen Vorstellungsart auszuspinnen, oder in eine einzige fremde, sehr künstlich verwickelte, sich einzuspinnen, will ich nicht entscheiden.“

³⁵⁸ Vgl. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung [1859] (Anm. xy), 1. Buch, S. 68/69: „Sollte ich aber die Gestalt jenes Satzes angeben, an deren Leitfaden Fichte das Nicht-Ich aus dem ich hervorgehen läßt, wie aus der Spinne ihr Gewebe; so finde ich, daß dieser Satz vom Gurnde des Syns im Raum ist: denn nur auf diesen bezogen erhalten jene quaalvollen Deduktionen der Art und Weise wie das Ich das Nicht-Ich aus sich produziert und fabriziert, welche den Inhalt des sinnlosetsten und bloß dadaurch langweiligsten Buchs, das geschrieben, ausmachen, doch eine Art von Sinn und Bedeutung.“ Zwar kannte Nietzsche seinen Schopenhauer sehr gut, aber bei ihm liegt keine pejorative Konnotation der Metaphorik vor wie möglicherweise bei Schopenhauer – zu einigen Aspekten der Beziehung Nietzsches zu Schopenhauer u.a. Christopher Janaway (Hg.),

Gedankens des Aus-sich-selbst-habens noch nicht schließen, dass (bei Nietzsche oder anderen) eine *Spinnen*-Metapher vorliegt. Auf dem Titelblatt von Bruckers *Historia Critica Philiosohiae* findet sich ein Bär dargestellt, der an seinen eigenen Tatzen saugt: Er ist sich selbst Nahrung („Ipse Alimenta Sibi“).³⁵⁹

Nach dieser skizzierten Deutung wären die beiden Bienen-Vorkommen in Nietzsches Text eine kohärente Verbundmetapher. Man kann, bei Nietzsche naheliegend, nach älteren strukturelle Vorprägungen Ausschau halten; so kann der Blick etwa auf Vergil *Georgica* fallen. Hier partizipieren die Bienen mit ihrer Arbeit an welterhaltenden Tätigkeit des göttlichen Demiurgen: *His quidem signis atque haec exempla secuti/ esse apibus partem diviniae mentis et haustus/ aetherios dixere; deum namque ire per omnia:/ terrasque tractusque maris caelumque profundum.*³⁶⁰ Wichtiger noch ist, dass die skizzierte Deutung den Blick auf eine veränderte Problemlage richten kann, was sich hier nur kurz umreißen lässt: Nietzsches ‚Genie‘ ist ein ‚Baugenie‘ (*sapiens architectus*) und keine Genie etwa des Fliegens. Die potentiellen pejorativen Konnotation werden vermieden, indem das ‚Genie‘ Bodenbezug hat – aber mehr noch: In diesem Bild scheint ein spezielles Problem auf,

Willing and Nothingness: Schopenhauer as Nietzsche's Educator. Oxford 1998. – Eine Reminiszenz des Aus-sich-selbst-Spinner als Spekulation bietet Emil du Bois-Reymond, wenn es bei ihm heißt in Id., Darwin versus Galvani [1876]. In: Id., Reden. Bd. 1: Literatur, Philosophie, Zeitgeschichte. Leipzig 1886, S. 210-239, hier S. 234: „[...] auch die mathematische Untersuchung, welche mehr, als man zu glauben pflegt, inductiv verfährt, besitzt, was dem metaphysischen Denken fehlt, das sichere Mittel zu entscheiden, ob es richtig vermuthete oder nicht. Aber der Mathematiker schöpft die Entscheidung aus sich selber, und darum ist seine Beschäftigung minder als der Versuch geeignet, das Vertrauen auf Speculation zu erschüttern. Daher konnte die Menschheit zwei Jahrtausende Mathematik treiben, ohne dass dies ihren speculativen Hang zügelte; und daher waren zwei der grössten Mathematiker des siebzehnten Jahrhunderts, Descartes und Leibniz, auch noch dessen kühnste Metaphysiker.“

³⁵⁹ Hierzu auch Michael Franz, ‚Ipse Alimenta Sibi‘: Jacob Bruckers Begründung der modernen Philosophiegeschichtsschreibung. In: Philosophische Rundschau 48 (2001), S. 153-161.

³⁶⁰ Vergil, *Georgica*, IV, 219ff. – Eine recht komplexe *Verbundmetaphorik* der Biene bietet Dante in *Divina Commedia*, hierzu Manfred Harth, Das Bild in der Dichtung. Studien zur Funktionsweise von Bildern und Bildreihen in der Literatur. München 1966, S. 97-104.

auch wenn es vermutlich nicht Nietzsche entdeckt hat: Wie ist ein solcher Bodenbezug bei „beweglichen Fundamenten“ zu verwirklichen? Dieses Problem wird durch die Wahl des Ausdrucks „Baugenie“ und seine besonderen Fähigkeiten markiert. Die Frage, worin denn der mögliche kognitive Problemlösungsgehalt der von Nietzsche verwendeten Metapher (Vergleich) vor diesem Hintergrund liegt, kann ich hier nicht weiter verfolgen.

IV. metaphorologischer Ausblick und Kritik

Meines Erachtens ist es genau das, wohin eine Analyse von metaphorischen Sprachgebrauch unter Einschluss des argumentativen Kontexte führen sollte und mir erscheint das gewinnbringender für die Untersuchung der Funktion von Metaphern in der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte zu sein, als etwaige Versuche, eine Geschichte der Spinnen-Metapher zu konstruieren, bei der sicherlich die hier angesprochenen drei Beispiel eine Rolle spielen würden – neben den von mir nicht erwähnten zahllosen anderen Vorkommen: Doch solche Geschichten künden letztlich eher von den geistesgeschichtlichen Ruinen in den Köpfen ihrer Verfasser, gepaart mit Vorstellungen, an den Beispielen etwas ‚ablesen‘ zu können. Wenn metaphorisch über die metaphorologischen Erzählungen gesagt wurde, es gehe darum, durch eine „Reihe von Punkten“ eine „Kurve“ zu ziehen,³⁶¹ dann ist entscheidend, wie diese „Punkte“, also die individuellen Vorkommen metaphorischen Sprachgebrauchs, bestimmt werden: Von Genauigkeit und Feinheit der Bestimmung der „Punkte“ hängt es ab, ob sich eine vergleichsweise einfache oder eine komplexere „Kurve“ konstruieren lässt. Sicherlich lieben metaphorologische Erzählungen die einfache, damit großräumige Linienführung.³⁶² Aber überzeugend

³⁶¹ Blumenberg, Paradigmen, S. 49.

³⁶² Das treibt solche Blüten heraus wie: Wenn ‚Metaphern ihre eigenen Gesetze haben‘ und wenn ‚die identitätsstiftende Rolle des Analogischen eine Charakteristikum des mythischen Weltbildes ist‘, ‚dann zeugt die Metapher vom lebendigen Fortbestand einer

wirken sie eher durch eine gepflegte Wissenschaftsprosa gepaart mit dem Umstand, dass ihre Leser zumeist noch geringere Kenntnisse haben zu den „Punkten“, durch die die „Kurve“ gezogen wird, als ihre Verfasser.³⁶³

In dieser Metaphorik verbleibend,³⁶⁴ ist es das Problem, dass solche „Punkte“ nicht selten in metaphorologischen Erzählungen eher durch ‚Schätzung‘ als durch ‚Messung‘ bestimmt sind – aber mehr noch: Die Schätzungen ruhen nicht selten auf Prognosen.³⁶⁵ Man hat eine „Kurve“ anhand weniger „Punkte“ konstruiert und

mythischen Sicht der Realität. Das metaphorische Sprachverfahren enthüllte sich so als ein Residuum der mythischen Konstitution des Wirklichen. [...] Der vielbeschworene Übergang vom Mythos zum Logos erführe dann im Sprachverfahren der lebendigen Metapher eine betändige Umkehrung“, Sybille Krämer, Die Suspendierung des Buchstäblichen. Über die Entstehung metaphorischer Bedeutung. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 15 (1990), S. 61-68, hier S. 68.

³⁶³ Fairerweise, wenn es das dann in diesem Genre gibt, muss man sagen, dass die zahlreichen Nachtreter Blumenbergs weder über seine stilistischen Fähigkeiten noch über seine angesammelten Kenntnisse verfügen; das gerät dann immer wieder in schlicht belangloses Schwadronieren wie z.B. bei Peter L. Oesterreich, Vom Vernunftgerichtshof zum Weltgericht – Gerichtliche Metaphorik bei Kant und Hegel. In: Brady Bowman (Hg.), Darstellung und Erkenntnis [...]. Paderborn 2007, S. 45-59. Zugleich ist festzuhalten, dass bislang wenig übergreifendes zur Frage von metaphorischen Sprachgebrauch und der Darelgung philosophischer Gedanken bislang zu geben scheint, vollkommen ungenügen etwa Paul Thagard und Craig Beam, Epistemological Metaphors and the Nature of Philosophy. In: Metaphilosophy 35 (2004), S. 504-516. Der kurze Eintrag von Stephen C. Pepper, Metaphor in Philosophy. In: Philip P. Wiener (Hg.), Dictionary of the History of Ideas. Vol. III. New York 1973, S. 196-201, beschränkt sich auf die von Pepper darlegten Gedanken zu „root metaphors“, vgl. auch Id., World Hypotheses: A Study in Evidence. Berkeley 1942; ein Werk, das 1972 in der siebten Auflage ist.

³⁶⁴ Vgl. John F.W. Herschel (1792-1871), Whewell on the Inductive Sciences. In: Id., Essays From the Edinburgh and Quarterly Reviews, With Addresses and Other Pieces. London 1857, S. 142-256, hier S. 151: „It is of great moment to distinguish the character of a sound induction. [...] The general proposition is more than a sum of the particulars. Our dots are filled in and connected by an ideal outline which we pursue even beyond their limits, - assign it a name, and speak of it as *a thing*. In all our propositions this *new thing* is referred to, the elements of which it is formed forgotten; and thus we arrive at an inductive formula; a general, perhaps a universal proposition.“

³⁶⁵ Das gilt auch für so vergleichsweise harmlos erscheinenden Bekundungen zur ‚absoluten Metapher, Blumenbergs, Paradigmen, S. 12): „Daß diese Metaphern absolut genannt werden, bedeutet nur, das sie sich gegenüber dem terminologischen Anspruch als resistent erweisen“ – das ist eine Prognose! Und ein Urteil über den Absoluten Charakter

schätzt die weiteren „Punkte“ nach den Vorgaben der „Kurve“ und glaubt dann oftmals, einer unabhängigen und genaueren Überprüfung solcher ‚Schätzungen‘ enthoben zu sein. Doch ist es nicht allein das Problem der Auswahl, über das man achselzuckend hinweg gehen könnte, zumal wenn man sich (was allerdings nicht oft geschieht) mit der *modestia*-Geste des Hypothetischen wappnet. Hinzu kommt zum einen das Problem der *Repräsentativität*, zum anderen das der gleichbleibenden Dichte der „Punkte“: Nicht zuletzt hier verfehlen die weitausholenden, oft bewunderten metaphorologischen Erzählungen (wie etwa *Die Lesbarkeit der Welt*³⁶⁶) die zu erwartenden Standards bei ihren „Kurven“-Konstruktionen – schlicht mit einem Wort: Man hängt an der extensiven Konstruktion von „Kurven“, man intensiviert aber nicht die Analyse des kognitiven wie kulturellen Kontextes metaphorischen Gebrauchs.

V. Das Aussichselbsterzeugen in dreifachen Ausfaltung als präserter Gedanke im 19. Jahrhundert *unabhängig* von der Spinnenmetaphorik

[...]

ein Metapher könnten wir nur am letzten aller Tage abgeben. Gleichwohl gehört dieses statement zu den beliebtesten Blumenberg-Zitaten, um immer wieder der eigenen Auffassung von Metaphern den Charme von Theoriehaltigkeit zu vindizieren.

³⁶⁶ Vgl. auch Lodi Nauta, A Weak Chapter in the Book of Nature. Hans Blumenberg on Medieval Thought. In: Arjo Vanderjagt und Klaas van Berkel (Hg.), *The Book of Nature in Antiquity and the Middle Ages*. Leuven/Paris/Dudley 2005, S. 135-150; allerdings beschränken sich die Schwächen des Buches nicht allein auf das Mittelalter.

Exkurs: Wachsnase – weder Wachs-Metapher noch Nasen-Metapher noch Schrift-Metapher

Angemerkt sei zu Nietzsches Bild, das das „Baugenie“ weit über die „Biene“ hebt, weil jener aus „zarteren Stoff“ seine Begriffe „fabrizieren muß“, als es das Wachs der Bienen ist,

dass metaphorische Verwendungen relational sind: Das Wachs kann in anderen Kontexten gerade für seine leichte Formbarkeit, Fragilität, ja Verwandelbarkeit, aber auch für die (willkürliche und beliebige) Verformbarkeit.³⁶⁷ Beispiel ist die berüch-

³⁶⁷ Zu seinen ‚Bedeutungen‘ auch Reinhard Büll, *Vom Wachs*. Frankfurt/M./Augsburg 1959, 1. Bd., S. 20-28, Wolfgang Brückner, *Cera – Cera Virgo – Cera Virginea*. Ein Beitrag zu „Wörter und Sachen“ und zur Theorie der „Stoffheiligkeit“. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 59 (1963), S. 233-253.

tigte Wachsnase (*cereum nasum*), die freilich immer nur die anderen aus den Autoritäten oder der Heiligen Schrift machten. Zur Zeit der Reformation wird die Verwendung dieses Bildes gängig, doch längst ist es schon gebräuchlich. So wirft zum Beispiel Agrippa von Nettesheim den scholastischen Theologen vor, Christus als den Erlöser mit einem Vorhang ihrer sophistischen Hirngespinnste zu verdecken und aus ihm ein ‚Kultbild‘ zu machen, und zwar aus einem Wachs, das sie beliebig formen und verändern könnten.³⁶⁸ An späterer Stelle sagt er, dass die Heilige Schrift von solcher ‚Herrlichkeit und Kraft‘ sei, dass keine Kommentare von außen, keine Erklärungen von Menschen, ja nicht einmal Glossen von Engeln, ertrüge. Sie lasse sich nicht wie Wachs nach den Vorstellungen von Menschen formen und nicht wie Menschendichtung nach Art des Proteus verwandeln.³⁶⁹

Für Martin Bucer (1491-1551) macht die Allegorese aus der Schrift ein „Wachsnase“: „Scriptura sacra est Nasus caereus, in omnia sequax?“³⁷⁰ Paracelsus (1493-1541) kritisiert die Ausleger der Heiligen Schrift in seiner *Vorred in Danielem prophetam* durchweg, dass diejenigen, die „so vil wissen wöllen und auslegen, das im psalmisten selbs nit also ist [...] aus den propheten und euangelisten ein wächsene nasen und ein jungen zweig“, machen, „wöllen ihn biegen ihres gefallens.“³⁷¹ Wenig

³⁶⁸ Vgl. z.B. auch Agrippa von Nettesheim, *De incertudine & vanitate scientiarum atque artium, declamatio iuectriua* [... 1531]. In: Id., *Operum Pars Posterior* [...]. Lugduni s.a. [1600], S. 1-318, it Anmerkungen versehen von Gerhard Güpner. Berlin 1993, S. 7-266, cap. XCVII, S. 284.

³⁶⁹ Ebd., Kap. C, S. 298: „Huius scripturae tanta meiestus est, tanat energia, vt nulla externa commentaria, nullus humanas, nec angelicas glossas oatiatur; nec tanquam cerea ad humanorum ingeniorum placita se flecti permitat, nec more humanarum fabularum in varios sensus se tanquam Proteus aliquis poeticus transformari, aut transfundi patiat, sed sibi ipsi sufficiens, seipsum exponit & interpretatur: & omnes iudicans, à nullo iudicatur.“

³⁷⁰ Martin Bucer, *Die Vorrede des Synoptikerkommentars von 1527*. In: August Lang, *Der Evangelienkommentar Martin Butzers und die Grundzüge seiner Theologie*. Leipzig 1900 [ND Aalen 1972], S. 377-385, hier S. 382.

³⁷¹ Paracelsus, *Explicatio in Danielem prophetam* [zw. 1530 und 1534]. In: Id., *Sämtliche Werke. II. Abteilung: Theologische und Religionsphilsoophische Schriften*. Bearbeitet von Kurt Goldammer. Bd. 7. Wiesbaden 1961, S. 285-296, *Vorred in Danielem prophetam*, S. 289/290.

später spricht Paracelsus von „wächsene glossa“.³⁷² Der um die Einheit der Kirche besorgte Georg Witzel (Wicelius 1501-1573) hebt in seinem Werk *Dialogorum libri tres* von 1539 hervor: „Die schrift hat ein wechsene nasen, darbey ir sie zihet und keret wohin ir wolt; dem mus sie dis, dem das beweren.“³⁷³ Für Witzel ist dies ein Argument, um für die Auslegung auf die Tradition insbesondere der *doctores sancti* zurückzugreifen. Ähnliche Ausrichtung erhält dieser Ausdruck in Albert Pighes (Pighius 1490-1542) Werk *Hierarchiae ecclesiasticae assertio* von 1538.³⁷⁴ Dieser niederländische Theologe ist wohl der erste katholische Kontroverstheologe, der in Calvin einen einflussreichen Vertreter der Reformation gesehen hat. Dieser hat hierauf respondiert in einem Werk,³⁷⁵ das er demonstrativ Melanchthon widmet als Gegengewicht zur Widmung Pighes an Jacques (Giacomo) Sadoleto (1477-1547). Pighius wendet gegen die Reformatoren ein, dass die Schrift gleich einer Wachsnase unterschiedlicher Auslegung zugänglich sei. Wie zu erwarten, fordert das den Widerspruch Calvins: „Hinc colligant lectores, quam bene in seria scripturae intelligentia exercitatus sit Pighius, imo quem omnino eius gustum habeat: qui dum nasum cereum esse putat, in omnes partes flexilem, tuto in ea acquiescere nos posse negat: ideoque ad ecclesiae auctoritatem, velut ad sacram anchoram, confugere iubet.“³⁷⁶ Calvin hält dem entgegen, dass die Schrift klar und eindeutig sei.³⁷⁷

³⁷² Ebd., S. 293.

³⁷³ Zitiert nach Winfried Trusen, *Um die Reform und Einheit der Kirche. Zum Leben und Werk Georg Witzels*. Münster 1957, S. 42.

³⁷⁴ Hierzu Hubert Jedin, *Studien über die Schriftstellertätigkeit Albert Pighes*. Münster 1931, S. 131, ferner Pontien Polman, *L'Élément historique dans la Controverse religieuse du XVI^e siècle*. Gembloux 1932, S. 286/87.

³⁷⁵ Zu der Auseinandersetzung Gerard Melles, *Albertus Pighius en zijn strijd met Calvijn over het liberum arbitrium*. Kampen 1973, vor allem S. 92-193.

³⁷⁶ Calvin, *Defensio sanae et orthodoxae doctrinae de servitute et liberatione humani arbitrii adversus calumnias Alberti Pighii Campensis* [1543]. In: Id., *Opera* [...]. Vol. VI. Brunsvigae 1867 (CR 34), Sp. 225-404, hier Sp. 270.

³⁷⁷ Ebd., insb. Sp. 272.

Das Bild hält sich bis ans Ende des 18. Jahrhunderts und erweist sich gerade im Kontext der Hermeneutik als von großer Beliebtheit³⁷⁸: Sei es in der *Auszübung der Vernunftlehre*, wo Christian Thomasius (1655-1728) angesichts des alten Interpretationsgrundsatzes „Favorabilia sunt extendenda, odiosa restringenda“, den noch der „scharffsinnige Grotius“ akzeptiert habe, sagt, man wisse bei dieser Regel nicht, „was sie haben will/ sondern sie wie eine wächserne Nase hinkehrte/ wo man sie *sophistischer* weise hin haben will. Denn alle Dinge in der Welt haben zweyerley Gestalten und Ansehen ein gutes und ein böses [...]“³⁷⁹, sei es in der *Erläuterung über seine eigene Institvtiones Hermeneuticae Sacrae* von Johann Jakob Rambach (1693-1735), wo es heißt, dass entgegen der Meinung der „Papisten“ sich die Heilige Schrift nicht wie eine wächserne drehen und „in varios contrarios sensus“ bringen ließe,³⁸⁰ sei es in Johann Christoph Gottscheds (1700-1766) *Ausführlicher Redekunst*, in der es heißt: „muß man aber etliche Jahre nach einander über einerley Text predigen: So darf man deswegen doch nicht auf die allegorischen und schematischen Hauptsätze verfallen, und der Schrift eine wächserne Nase machen, die sich drehen

³⁷⁸ Die Geschichte dieser metaphorischen Verwendungen, nicht alleibn im Rahmen der kontroverstheologischen Auseinandersetzung, böte ein aufschlußreiches Kapitel in der *hermeneutica (sacra)*. Doch der einzige spezielle Beitrag, der mir zum Thema bekannt geworden ist, nämlich Klass Huizing, Wächserne Nase. Kleine Apologie einer Theologie des Lesens. In: *Neue Zeitschrift für systematische Theologie und Religionsphilosophie* 34 (1992), S. 200-218, nutzt seine wenigen Nasen-Beispiele eher, um den Leser an der Nase herumzuführen; trotz dem Titel eher enttäuschend auch H.C. Porter, *The Nose of Wax: Scripture and the Spirit from Erasmus to Milton*. In: *Transactions of the Royal Historical Society*, 5th ser., 14 (1964), S. 155-174.

³⁷⁹ Thomasius, *Auszübung der Vernunft-Lehre/ Oder: Kurtze/ deutliche und wohlgegründete Handgriffe/ wie amn in seinen Kopffe aufräumen und sich zur Erforschung der Wahrheit geschickt machen; andere verstehen und auslegen; von anderer ihren Meinungen urtheilen/ und die Irrthümer geschicklich wiederlegen solle [...]. Nebst einer Vorrede [...]. Halle 1691, 3. Hauptst., §§ 117/18, S. 112 (recte: 211).*

³⁸⁰ Vgl. Rambach, *Erläuterung über seine eigene Institvtiones Hermeneuticae Sacrae* aus der eignen Handschrift des seligen Verfassers mit Anmerckungen und einer Vorrede von der Vortreflichkeit der Rambachischen Hermenevtic ans Licht gestellt von D. Ernst Friedrich Neubauer [...Erster und Anderer Theil]. Giessen 1738, lib. I, cap. II, § 12, S.166/67; vgl. auch ebd., cap. III, § 4, S. 219.

läßt wohin man will³⁸¹, sei es in Johann Christian Edelmanns (1698-1767) *Glaubens-Bekentnis*³⁸², sei es Lessings *Eine Duplik*, wo es in Bezug auf die Evangelienharmonien heißt: „Diese, diese Harmonie *wächserner Nasen*, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, das kein einziger Evangelist für das *Seine* erkennen würde [...]; wer braucht sie? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen Schreiben lassen.“³⁸³ Über das 18. Jahrhundert hinaus dann beispielsweise in Karl Gottlieb Bretschneiders (1776-1848) *Hermeneutik*.³⁸⁴

Zurück ins 16. Jahrhundert: Luther greift auf dieses Bild auch in seiner Kritik an dem Kirchenvater Hieronymus zurück: „Unde de eis conqueritur B. Hieronymus, quod arbitrio suo trahunt repugnantem scripturam, et iam proverbium factum est, scripturam habere caereum nasum.“³⁸⁵ Diese Kritik zielt aber nicht allein und vielleicht auch nicht in erster Linie auf den Kirchenvater, sondern zugleich auf Erasmus. In einem Brief an Georg Spalatin (Georg Burkhard von Spalt 1480-1545) vom 19. Oktober 1516 schreibt Luther, indem er sich mit Erasmus vergleicht: „Ego sane in hoc dissentire ab Erasmo non dubito, quod Augustino in scripturis interpretandis tantum posthabeo Hieronymum, quantum ipse Augustinum in omnibus

³⁸¹ Vgl. Gottsched, *Ausführliche Redekunst, Besonderer Theil*, V. Hauptst., § V, S. 527.

³⁸² Vgl. Edelmann, *Abgenöthigtes jedoch anern nicht wieder aufgenöthigtes Gaubens-Bekentniß*. Faks.-Neudruck der Ausgabe von 1746. Mit einer Einleitung von Walter Grossmann. Stuttgart – Bad Cannstatt 1969, S. 46.

³⁸³ Lessing, *Eine Duplik* [1778]. In: Id., *Werke 1774-1778*. Hg. von Arno Schilson. Frankfurt/M. 1989, S. 505-586, hier, S. 553.

³⁸⁴ Vgl. Bretschneider, *Die historisch-dogmatische Auslegung des Neuen Testaments*. Nach ihren Prinzipien, Quellen und Hilfsmitteln [...]. Leipzig 1806, S. 45.

³⁸⁵ Luther, *Decem praecepta Wittenbergensi praedicata populo* [1518] (*Werke* 1, S. 394-521, hier S. 507); er fährt fort: „Hoc effecerunt insul si illi et inepti somniores, ludentes in sensu literali, allegorico, miraloi, anagogico, et vocantur doctores scholastici, et hoc proprissimo veroque nomine: Scholastici enim sunt, i.e. ludicri et lusores, immo et illusores tam sui quam aliorum, qui neque quid sit litera neque quid spiritus cognoverunt; et ferendum erat tale studium in quadruplici illa expositione scripturae, si modo tamquam rudimenta haberentur pro incipientibus. Nunc vero totius fastigium eruditionis in isto ludo statuunt, nec unquam ad verum intellectum pertinent, qui sine puritate cordis nunquam potest attingi. Illam autem quadrigam versant etiam impiissimi.“

Hieronymo posthabet.“ Allerdings mit der Begründung: „[...] quod videam b. Hieronymum velut opera dedita ad historicos sensus incedere, et, quod mirius est, obiter sanius interpretatur scripturas, ut puta in epistolis, quam ubi tractat eas de industria, ut in opusculis.“ In dem angeführten Brief heißt es später nach Luthers Lektüre der Anmerkungen des Erasmus zum Neuen Testament: „metueo, ne per eandem [scil. auctoritatem Erasmus] multi sibi accipiant patrociniū defendendas illius literalis, id est mortuae intelligentiae, qua plenus est Lyranus commentarius et ferme omnes post Augustinum“.³⁸⁶

Wie bereits zu Zeiten der Reformatoren dieses Bild verbreitet war, lässt sich erkennen, wenn Luther in diesem Zusammenhang sagen „ut dicunt“³⁸⁷ konnte und Calvin es als „vulgare proverbium“ ansprechen.³⁸⁸ In einer 1538 gehaltenen Predigt wird der zeitgenössische hermeneutische Bezug erkennbar, wenn Luther hinsichtlich der vier Schriftsinne sagt: „Scriptura sancta habet cereum nasum, einer möchte dehnen zu rechten, linken seiten, hin auff, herab, quia ein iglicher kam getrolt mit seiner eigen auslegung und dehnet die schrift nach seiner meinung, Alius aliter.“³⁸⁹ Dagegen gestellt wird dann die aus *De Trinitate* des von Hilarius von Poitiers (ca. 315-367) gezogene Regel,³⁹⁰ - „Sic Nasum Cereum faciunt, sed ut Hilarius: Non qui

³⁸⁶ Luther, Briefwechsel [1501-20]. In: Id., Werke. 1. Bd. Weimar 1930, S. 70, vgl. auch den Brief vom 1. 3. 1517 an Johannes Lang, ebd., S. 90, und am 18. 1. 1518 wiederum an Spalatin, ebd., S. 133.

³⁸⁷ Vgl. Luther, Operationes in Psalmos [1519-21] (*Werke* 5. Bd., S. 280).

³⁸⁸ Vgl. Calvin, Gratulatio ad [...] Gabrielem de Saconay [1561] (*CR* 37, Sp. 421-456, hier Sp. 430).

³⁸⁹ Luther, Predigten des Jahres 1538 (*Werke* 46. Bd., S. 113-537, hier S. 465).

³⁹⁰ Vgl. Hilarius, *De Trinitate*, 1, 18: „Optimus enim lector est, qui dicatorum intelligentiam expectet ex dictis potius quam imponat, et retulerit magis quam attulerit, neque cogat id vieri dictis contineri, quod ante lectionem praesumpserit intelligendum.“ Offenkundig ist das Werke eifrig gelesen worden im Mittelalter, vgl. U.a. C. Vansteenkiste, S. Tommaso e S. Ilario di Poitiers. In: A. Polanti (Hg.), *Studi Tomistici*. Roma 1974, Vol. I, S. 65-71., ferner C.G. Conticello, *San Tommaso ed i padri: la Catena aurea super Ioannem*. In: *Archives d'histoire doctrinale et littéraire du Moyen Age* 57 (1990), S. 31-92, insb. S. 51/52, C. Kannengiesser, *L'héritage d'Hilaire de Poitiers. I. Dans l'ancienne Église et dans les bibliothèques médiévales*. In: *Recherches de science religieuse* 56 (1968), S. 435-456; allerdings, wenn ich es richtig sehe, finden sich keine Hinweise auf diese

intuulerit, sed qui retulerit, vere concionatur³⁹¹ - die sich im Laufe der Zeit in die gängige Formel *sensus non est inferendus, sed efferendus* verwandelt.

Gleich auf der ersten Seite seiner *Clavis scripturae sacrae* tadelt Flacius die *interpretetes*, die zumeist für die Laien die Heilige Schrift ausgelegt hätten und sie dabei verdunkelten, sei es aufgrund ihrer Unwissenheit, sei es aus anderen Gründen. Eher legen sie ihre eigenen Vorstellungen in die Schrift hineint und hätten aus ihr so eine Wachs Nase gemacht³⁹² – namentlich genannt werden die jesuitischen Ausleger in Köln („ut Scrituram impij Iesuitae Colonienses blasphemant“). Dann, wenn man die falschen Interpretationen anderer kritisiert, gehört zu den Ausdrücke, die immer wieder verwendet wird und die das bildlich darstellen sollen, *torquere*³⁹³ - und dieser Ausdruck meint nicht nur *foltern* und *quälen*, sondern auch (*ver*)*drehen*.

hermeneutische Nutzung dieser Stelle. Früh greift auf sie Heinrich Bullinger (1504-1575) zurück, vgl. Id., *De scripturae negotio* [1523]. In: Id., *Theologische Schriften*. Bd. 2: *Unveröffentlichte Werke der Keppeler Zeit*. Theologica. Zürich 1991, S. 19-31, hier S. 24, weist darauf hin mit den Worten „sensus e scripturis refere vult, non ad scripturas“; indirekt auch Luther, *Assertio* [1520] (Anm. 591), S. 99: „Optimus interpres hic est, qui sensum e scriptura potius retulerit quam attulerit, nec cogat hoc in dictis contentum videri, quod ante intelligentiam docere praesumpserit.“

³⁹¹ Luther, *Predigten des Jahres 1538* (*Werke* 46, S. 113-537, hier S. 466). Vgl. auch Id., *Acta Augustana* [1518] (*Werke* 2, S. S. 1-26, hier S. 17: „[...] Ecclesia, ne quis proprio ingenio scripturas interpretetur, et iuxta Hilarium non afferendas sed referendas esse ex sacris literis intelligentias.“

³⁹² Vgl. Flacius, *Altera Pars Clavis Scripturae, seu de Sermone Sacrarum literarum plurimas generales Regulas continens*. Basilae 1567, *Praefatio*, S. 3: „Interpres, qui uel maxime rudibus adiumento ad cognitionem sacri codicis esse debeb[an]t, saepe magis oscurant quam exponunt Scripturae, uel matlitia: dum magis suas cogitationes aut somnia in Scirturam inueunt, eiq[ue] [...] cereum nasum affingunt.“

³⁹³ Vgl. z.B. Spinoza, *Tractatus Theologico-Politicus*. Theologisch-politischer Traktat [1670]. In: Id., *Opera - Werke*. Lateinisch und Deutsch. Hg. von Günter Gawlick und Friedrich Niewöhner, Darmstadt (1979) 1989, cap. II, S. 78, cap. VII, S. 238, cap. VIII, S. 292, oder Johannes Kepler, *Mysterium cosmographicum: editio altera cum notis* [1596, 1621]. In: Id., *Gesammelte Werke*. Bd. VIII. Hg. von Franz Hammer. München 1963, S. 39: „In rebus igitur eidentissimis torquere Dei linguam, vt illa digitum Dei in natura refutet, id religiosissimus quisque maxime cauebit.“ Oder Calvin in seinem Lukas-Kommentar Lk 15, 22 (*CR* 75, Sp. 509/510): „non torquebitur litera“. Ähnliches wirft bereits Erasmus den Ausdeutungen des Römer-Briefs Melanchton vor, so in einem Brief vom Oktober 1534 an Jacques (Giacomo) Sadoletto (1477-1547), vgl. Erasmus, *Epistolarvm*. Tom. XI. 1534-1536. *Denvo recognitvm et avctvm per P.S. Allen* [...]. Oxonii 1947, S. 45: „Miseram Commentarios Melanchthonis, non vt illos immitararis (nec enim alibi

Das Bild von der Heiligen Schrift als Wachsnase in den Händen ihrer Interpreten entwickelt sich schnell zum interkonfessionellen Kampfbegriff und wird dadurch in seinem Gebrauch doppeldeutig. Doppeldeutig wird dieses Bild insofern, als es zum einen die (aus bestimmter Sicht methodisch) unkontrollierte und daher willkürliche exegetische Praxis meinen konnte – dann richtete es sich zumeist gegen katholische Auslegungen. Zum anderen konnte es eine Eigenschaft des auszulegenden Textes bezeichnen, dessen *obscuritas* und *insufficiencia* ihn als *judex controversiarum theologiarum* diskreditiere und ihn eher zum Hort fortwährender theologischer Streitigkeiten und immer neuer Häresien werden lasse – dann richtete sich dieses Bild gegen Lutheraner und Reformierte: „Sacra Scriptura in illis ipsis sive dogmatibus, sive praeceptis, quae continet et proponit, est veluti nasus cereus, non praebens certam aliquam et immotam sententiam, sed in quamvis interpretationem flecti potest“³⁹⁴ – wie der protestantische Dogmatiker Leonhard Hutter (1563-1616) in seinen so erfolgreichen *Loci communes theologici* die Ansicht eines Kölner Jesuiten wiedergibt und die wie Flacius wohl auch vermutlich auf eine Schrift zur

magis torquet scripturam, vtcumque miram professus simplicitatem), sed quum illic commemorantur variae multorum opiniones, sciebam tuam prudentiam illinc excerpturam quod ad mentis Paulinae faceret cognitionem.“ Sowie an Bonifacius Amerbach (1494-1562) vom Juni 1533, vgl. Erasmus, *Epistolarvm*. Tom. X. 1532-1534. *Denno recognitvm et avctvm* per P.S. Allen [...]. Oxonii 1941, S. 244/45: „Venditur istic commentarius nouus Philippi Melancthonis in Epistolam ad Romanos in quo sibi placet – et multa praeclare dicta fateor. Sed in multis displicet. Torquet multa arroganter reiicit Origenem et Augustinum, non pauca transilit. Legi quarterniones aliquot.“ Luther spricht in den *Dictata super Psalterium* angesichts von Ps 1, 2 (Werke, 55. Bd., II. Abt., 1, S. 9), die sein prophetisches Wort verdrehen: „Sunt autem quidam etiam nunc hodie, Qui os huius prophete distorquere et linguam eius inuertere nituntur.“ Oder Id., *Ecclesiastes sive de Ratione Concionandi Libri Quatuor* [...1535] (*Opera* V, ed. Clericus, Sp. 796A-1100C), Sp. 1027F: “[...] quidam eo detorquent, quasi nefas sit in edition Veteris Instrumenti fonts Hebraeorum aut translations consulere, aut in Novo ex Graecis Codibus peter vel lectionem sinceriozem, vel sensum magis germanium, quum multo aliud sentiat Scripturae locus; [...].”

³⁹⁴ Hutter, *Loci communes theologici* [...1619]. Wittebergae 1661, S. 59.

Auseinandersetzung mit den Jesuiten des Martin Chemnitz (1522-1586) zurückgehen dürfte.³⁹⁵

Die erste bislang nachweisliche Verwendung findet sich wohl bei Alanus ab Insulis (um 1125/30-1203), allerdings im Blick auf die Autoritäten allgemein. Der *doctor universalis* verwendet das Wachsnasenbild im Blick auf die Autoritäten für die Unsterblichkeit der Seele und schreibt dann, dass sich diese wie Wachsnasen in verschiedene Richtungen verbiegen ließen, es daher der Vernunftgründe bedarf: „Sed quia auctoritas cereum nasum, id est in diversum potest flecti sensum, rationibus roborandum est.“³⁹⁶ Im Blick auf die Schrift findet es sich z.B. bei Erasmus: Im *Lob der Torheit* beschreibt er, wie in den Händen der anderen, in diesem Fall der Dialektiker und Scholastiker, die Worte der Heiligen Schrift (*arcanas litteras*) zu Wachs werden, das man beliebig (*pro libidine*) bald so, bald so zurechtdrücken könne.³⁹⁷ Die Verwendung der Metapher in der Satire *Das Narrenschiff* von 1494 – also noch vor Erasmus’ *Lob der Torheit* – des Juristen beider Rechte Sebastian Brant (1458-1521)³⁹⁸ – steht dabei nicht im Zusammenhang mit der Biblexegese, sondern mit der Auslegung des Rechts. Es ist daher auch ohne sonderlichen Belang, inwieweit Erasmus, der Brant schätzte, mit seinem *Lob der Torheit* vom *Narrenschiff*

³⁹⁵ Vgl. Chemnitz, *Theologiae Iesuitarum praecipua capita. Ex quadam ipsorum censura, quae Coloniae Anno 60 edita est, annotata* [1562]. Lipsiae 1563, fol. 4^r.

³⁹⁶ Vgl. Alanus, *De Fide Catholica Contra Haereticos [...] Liber Quatuor* [zw. 1185 und 1200]. In: Id., *Opera Omnia*. Paris 1855, Sp. 305-428, hier Sp. 333, mit der Überschrift „Quibus auctoritatibus gentilium philosophorum probatur quod anima humana sit immortales“. – Später sind die Nachweise als Rechtsspruchwort bei Ruth Schmidt-Wiegand, *Deutsche Rechtsregeln und Rechtsspruchwörter. Ein Lexikon*. München 1996, „*Das Recht hat eine wächserne Nase*. Gemeint ist hier, daß das Recht ein Ermessensspielraum hat“, S. 266; ferner Samuel Singer (Hg.), *Thesaurus proverbiorum medii aevi*. Berlin/New York 1999, Bd. VIII, S. 414-417.

³⁹⁷ Vgl. Erasmus, *ΜΩΡΙΑΣ ΕΓΚΩΜΙΟΝ sive laus stultitiae* [1515]. Id., *Ausgewählte Schriften*. 2. Bd. Deutsche Übersetzung von Alfred Hartmann [...]. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wendelin Schmidt-Dengler. Darmstadt (1975) 1995, S. 1-211, hier S. 140: „Iam illud quantae felicitatis esse putatis, dum arcanas litteras, perinde quasi cereae sint, pro libidine formant ac reformant [...]“

³⁹⁸ Zum Hintergrund Joachim Knappe, *Dichtung, Recht und Freiheit. Studien zu Leben und Werk Sebastian Brants 1457-1521*. Baden-Baden 1992.

beeinflusst gewesen ist.³⁹⁹ Wie in so vielen anderen Fällen dürfte Braut auch in diesem Fall ein Nehmender sein⁴⁰⁰: Es sind die „narren“, die „zanken und zuo gericht gon“, diese „verlossend sich, das sie das recht/ wol bügen, das es nit blib schlecht,/ als ob es wer ein wächs in naß./ [...]“.⁴⁰¹ Aber es sind auch die philosophischen Autoritäten, denn man wie ein Wachs nase verdrehte. Juan Luis Vives (1492-1540) klagt darüber, dass die Alten – die Quelle des Wissens – nicht verstanden werden würde, da sie immer wieder dunkel und vieldeutig seien und ihre Dunkelheit und Vieldeutigkeit sei noch durch die Kommentatoren vergrößert worden. In diesem Zusammenhang fällt auch bei ihm Formulierung: „[...] ut jam etiam vulgo inter eos non omnino, ut solent, inscite, Aristotelis dicatur habere *nasum cereum*, quem qilibet, quò velit, flectat pro libito; [...]“.⁴⁰² Auch Vives greift in diesem Zusammenhang zu der Imagination, die im 16. und 17. Jahrhundert gängig wird, nämlich dass Aristoteles niemals hätte ahnen können, wie er gedeutet werden konnte.⁴⁰³

Diese Wachs nase-Metapher, auch das kann als methodologischer Hinweis hier nur kurz erwähnt werden, erscheint zudem als eine Art von Verbundmetapher – wie die Spinnen-Bienen-Metapher bei Nietzsche oder die Spinnen-Ameise-Bienen-Metapher bei Bacon. Dass Wachs leicht modellierbar war, das war immer bekannt – es hat bei diesem ‚Werkstoff‘ denn auch zu einer Karriere in den Kunstdarstellungen

³⁹⁹ Hierzu ausführlich Georg Baschnagel, „Narrenschiff“ und „Lob der Torheit“. Zusammenhänge und Beziehungen. Frankfurt/M. 1979.

⁴⁰⁰ Bei Hans Heinrich Eberth, Die Sprichwörter in Sebastian Brants Narrenschiff. Ein Beitrag zur deutschen Sprichwortgeschichte. Greifswald 1933, wird auf dieses ‚Sprichwort‘ nicht eingegangen. Dort, wo Brant von der Auslegung der Heiligen Schrift spricht („Vom endkrist“), ist lediglich vom Verdrehen der Schrift die Rede, vgl. Brant, Narrenschiff [1494]. Hrg. von Karl Goedeke. Leipzig 1872, Nr. 103, S. 211, 29 - S. 212, 32): „das sint falscher propheten ler./ vor den sich hüten heißt der her;/ die anders die geschrift umkeren./ dan sie der heilg geist selb dut leren./ [...]“.

⁴⁰¹ Brant, ebd., Nr. 71, S. 136, 1.

⁴⁰² Vives, De causis corruptarum artium [1531]/ Über die Gründe des Verfalls der der Künst. Lateinisch-deutsche Ausgabe. Übersetzt von Wilhem Sendner [...]. Hg., kommentiert und eingeleitet sowie mit Vives’ Leben, Bibliographie und Personenregister versehen von Emilio Hidalgo-Serna. München 1990, I, 10 (S. 248).

⁴⁰³ Ebd.

geführt, seine Eigenschaften haben aufgrund der Weichheit (gegenüber ‚harten‘ Materialien wie Holz) bestimmte Ausdrucksmöglichkeiten erlaubt⁴⁰⁴ (‚Lebensechtheit‘, insbesondere dann, wenn das Wachs farbig war⁴⁰⁵) und nicht zuletzt diente es als Substitut für etwas, das seit alters, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen als widerwärtig empfunden wurde. Goethe gestaltet in *Wilhelm Meisters Wanderjahre* eine oft gedeutete, offenbar gegenüber der Anatomie sehr kritische Szene, in der Wilhelm nicht nur als Wundarzt auftritt, also als jemand, der Zerstückeltes heilt, der Wunden schließt, der wiederherstellt, der – wenn man will – synthetisiert, sondern auch als jemand, der den Arm eines schönen Mädchens anatomisieren soll. Er zögert: „Der Widerwille, dieses herrliche Naturerzeugnis noch weiter zu entstellen, stritt mit der Anforderung, welche der wissbegierige Mann an sich zu machen hat [...]“⁴⁰⁶ Es kommt ein Bildhauer hinzu und bittet Wilhelm, ihm zu folgen. Wilhelm betritt das Arbeitszimmer des Bildhauers und sieht an den Wänden anatomische Präparate, und zwar aus Wachs. Der Bildhauer fordert ihn auf, selbst anatomische Präparate nachzubilden, und es heißt in diesem Zusammenhang gleichsam programmatisch, „daß Aufbauen mehr belehrt, als Einreißen, Verbinden mehr, als Trennen, Todtes beleben mehr, als das Gedtötete noch weiter tödtet.“ Nachdrücklich heißt es dann: „Verbinden heißt mehr, als Trennen, nachbilden mehr, als Ansehen.“⁴⁰⁷

⁴⁰⁴ Hinweise bietet Christine Göttler, „Seelen in Wachs“. Material, Mimesis und Memoria in der religiösen Kunst um 1600. In: Jan Gerchow (Hg.), Ebenbilder, Kopien von Körpern – Modell des Menschen [...]. Ostfildern-Ruit 2002, S. 83-96.

⁴⁰⁵ Seit der Antike wurde die Enkaustik als künstlerische Maltechnik praktiziert, die damit wesentlich älter als die Ölmalerei ist, indem in Wachs gebundene heiß – und das machte die Sache nicht leicht – auf den Bilduntergrund aufgetragen werden. Mitte des 18. Jahrhunderts konnte es gleichwohl zu einer heftigen Auseinandersetzung um die Priorität dieser Maltechnik kommen mit Denis Diderots *Histoire et secret de la peinture en cire* von 1755, hierzu mit weiteren Literaturhinweisen Lilian Hilaire-Pérez, Diderot’s Views on Artist’ and Inventors’ Rights: Invention, Imitation and Reputation. In: *British Journal for the History of Science* 35 (2002), S. 129-150.

⁴⁰⁶ Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, III, 3 ([1821], HA 8, S. 325).

⁴⁰⁷ Ebd. (S. 326).

Aus Wachs lässt sich das stellvertretend zielgerichtet formen und zeigen, was am Objekt selbst nur durch zielgerichtete Zerstörung sich zeigen lässt. Es ist die plastische Anatomie, die Wachs-Anatomie, die *anatomia plastica*, *anatomia artificialis*, als Substitut, die hier angesprochen wird. Für das erkennende *Betrachten* (*ordo discendi* oder *ordo docendi*) ersetzt ein *künstlicher* Körper, ein vom Künstler erstelltes Modell, den natürlichen Körper und vermag ihn, wenn auch nur für bestimmte Belange zu ersetzen (etwa für das universitäre Studium).⁴⁰⁸ Zum einen erscheint das ‚Zerlegen‘ (Analysieren, Anatomisieren) das Erkennen zu fördern, mitunter überhaupt erst zu ermöglichen, aber es erscheint hierfür nicht als die einzige Möglichkeit, denn ein solcher Erkenntnisgewinn lässt sich auch an Wach-Modellen gewinnen, die durch ein ‚Verbinden‘ (Synthese) geschaffen werden; zum anderen ist es zwar zerstörerisch, aber in bestimmten Situationen ersetzbar, allerdings nur hinsichtlich eines ‚äußeren Eindrucks‘, auch wenn ‚Schichten‘ präsentiert werden (‚Wachs-Anatomie‘).⁴⁰⁹

⁴⁰⁸ Vgl. zudem die Denkschrift Goethes *Plastische Anatomie* ([1832], *FA* I, 24, S. 843-850); hier findet sich, anders als man mitunter anzunehmen scheint, keine generelle Ablehnung des Sezierens, sondern nur für bestimmte Zwecke. Zu Goethe in dieser Hinsicht u.a. Julius Schwalbe, Zu „Goethe und die plastische Anatomie“. In: *Goethe-Jahrbuch* 18 (1897), S. 282-283, Thomas Schnalke, Johann Wolfgang von Goethe – ein entschiedener Fürsprecher Wachsmodele. In: *Anatomischer Anzeiger* 168 (1989), S. 391-394, Moritz Baßler, Goethe und die Bodysnatcher. Ein Kommentar zum Anatomie-Kapitel in den *Wanderjahren*. In: Id. et al. (Hg.), *Von der Natur zur Kunst zurück. Neue Beiträge zur Goethe-Forschung. Gotthart Wunberg zum 65. Geburtstag*. Tübingen 1997, S. 181-197, Ulrike Enke und Manfred Wenzel, „Wibegrierte“ contra „Menschlichkeit“. Goethes ambivalentes Verhältnis zur Anatomie in seiner Dichtung und Biographie. In: *Goethe-Jahrbuch* 115 (1998), S. 155-170, Irmgard Egger, „Verbinden ist mehr als Trennen“. Goethe und die plastische Anatomie. In: *Germanisch-romanische Monatsschrift* N.F. 51 (2001), S. 45-53.

⁴⁰⁹ Zur plastischen Anatomie überhaupt, zur Präparierungsmethode mit Wachs im Besonderen Peter K. Noefeld, *Florentine Anatomical Models in Wax and Wood*. In: *Medicina nei Secoli* 15 (1978), S. 329-340, Id., Antonio Scarpa, Felice Fontana, and the Wax Models for Pavia. In: ebd., 16 (1979), S. 219-234, Thomas Schnalke, *Diseases in Wax. The History of the Medical Moulage*. Übersetzt von Kathy Spatschek. Berlin/Singapur 1995, Id., *Vom Modell zur Moulage: Der neue Blick auf den menschlichen Körper am Beispiel des medizinischen Wachsbildes*. In: Gabriele Dürbeck et al. (Hg.), *Wahrnehmung der Natur – Natur der Wahrnehmung. Studien zur Geschichte visueller Kultur*

Doch die Metapher ist die der *Wachsnase* und nicht die des Wachses, auch nicht die der darüber gewonnenen Wachstafel und auch nicht die der Nase. Das wird in einer Untersuchung zu wenig bedacht, die immerhin zwei weitere Verwendungen der Wachsnase bietet: zum einen eine Stelle aus dem 1276 vollendeten *Hohe Lied* von Brun von Schönebeck, zum anderen aus der *Chronik der Böhmen* Cosmas von Prag aus dem frühen 12. Jahrhundert. Für den Entdecker dieser Verwendungen stellt sich der Übergang von den *auctoritates* des Alanus zur *Schrift* als ein ganz wesentliches Moment dar.⁴¹⁰ Schon das ist problematisch: Zumindest für Alanus gilt, dass die Autoritäten immer auch ‚Schrift‘ bedeuten, auch wenn – anders als man mitunter lesen muss – nicht gilt: Wenn Schrift, dann *per se* Autorität.

um 1800. Dresden 2001, S. 55-69, Id., Dissected Limbs and Integrated Body: On Anatomical Wax Models and Medical Moulages. In: *Interdisciplinary Science Reviews* 29 (2004), S. 312-322, Renato G. Mazzolini, Plastic Anatomies and Artificial Dissection. In: Soraya de Chadarevian und Nick Hopwood (Hg.), *Models: the Third Dimension of Science*. Stanford 2004, S. 43-70, Nick Howood, Plastic Publishing in Emryology. In: ebd., S. 170-206, Thomas Schnalke, Casting Skin: Meanings for Doctors, Artists and Patients. In: ebd., S. 207-241, Maria L. Azzaroli Puccetti, Human Anatomy in Wax During the Florentine Enlightenment. In: *Italian Journal of Anatomy and Embriology* 102 (1997), S. 77-89, Manfred Skopec und Helmut Gröger, Anatomie als Kunst. Anatomische Wachsmodelle des 18. Jahrhunderts im Josephinum in Wien. Wien 2002, Francesco de Ceglia, Rotten Corpses, a Disembowelled Woman, a Flayed Man. Images of the Body Form the End of the 17th to the Beginning of the 19th Century. Florentine Wax Models in the First-hand Account of Visitors. In: *Perspectives on Science* 14 (2006), S. 417-456, ferner Thomas N. Haviland und Lawrence Charles Parish, A Brief Account of the Use of Wax Models in the Study of Medicine. In: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 25 (1970), S. 52-75, Michel Lemire, Artistes et mortels. Paris 1990, ins. S. 323-265, Id., Representation of the Human Body: The Colored Wax Anatomic Models of the Eighteenth and Nineteenth Centuries in the Revival of Medical Instruction. In: *Surgical and Radiologic Anatomy* 14/4 (1992), S. 283-291; ferner Monika von Düring et al., *Encyclopedia of Anatomical Waxes*. Köln 1999, Nick Hopwood, Artist versus Anatomist. Models Against Dissection: Paul Zeiler of Munich and the Revolution of 1848. In: *Medical History* 51 (2007), S. 279-308..

⁴¹⁰ Vgl. Albrecht Hagenlocher, *Littera meretrix*. Brun von Schönebeck und die Autorität der Schrift im Mittelalter. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 118 (1989), S. 131-163, insb. S. 147ff.

Die *tabula cerata* ist fraglos das zeitlich am längsten gebrauchte Aufschreibemittel⁴¹¹ und wurde auch immer für den metaphorischen Gebrauch verwendet⁴¹² – auf die Wachsmetaphorik bei der Erinnerung, beim Gedächtnis nicht zuletzt auch im Anschluss an Aristoteles.⁴¹³ Doch wird die Wachstafel eher im Rahmen der Metaphorik für das Gedächtnis verwendet. Wichtiger ist, dass die Substitution der *Wachsnase* durch die *Wachstafel*, die für den Verfasser nahe zu liegen scheint, um es dann sogar noch mit einem bestimmten Schriftbegriff in Verbindung zu bringen, metaphorologisch, aber auch philologisch als unzulässig erscheint. Das unterbindet dann auch gleich die Möglichkeit etwaiger Assoziationen der Wachstafel mit dem *Überschreiben* und damit die Verbindung mit der in der Postmoderne grassierenden *Palimpsest*-Metapher.⁴¹⁴

⁴¹¹ Hierzu auch Lucio Bove, *Le Tabulae ceratae*. In: *Atti XVII congresso internazionale de papirologia III*. Napoli 1984, S. 1189-1200, Alan K. Bowman und John. D. Thomas, *Vindolanda. The Latin Writing-tablets*. London 1983, R. Büll und E. Moser, *Wachs*. In: *RE Suppl XIII* (1973), S. 1366-1372, Élisabeth Lalou, *Les tablettes de cire médiévales*. In: *Bibliothèque de l'École des Chartres 147* (1989), S. 123-140, Ead., *Inventaire des Tablettes Médiévales et Présentation Générale*. In: ead. (Hg.), *Les Tablettes à Écrire de l'Antiquité à l'époque Moderne*. Turnhout 1992, S. 233-288, Richard H. Rouse und Mary A. Rose, *The Vocabulary of Wax Tablets*. In: Olga Weijers (Hg.), *Vocabulaire du livre et l'écriture au moyen âge*. Turnhout 1989, S. 220-230, Id. und Ead., *Wax Tablers*. In: *Language and Communication 9* (1989), S. 175-191, Michelle P. Brown, *The Role of the Wax Tablets in Medieval Literary: A Reconsideration in Light of a Recent Find From York*. In: *The British Library Journal 20* (1994), S. 1-16, ferner Roger Chartier, *Inscrire et effacer: Culture écrite et littérature (XI^e - XVIII^e siècle)*. Paris 2005, darin insb. chap. I.

⁴¹² Vgl. Zenon (*SVF I*, 301, S. 67; Diogenes Laertius): Dort wird Kleanthes mit mit Schreibtafel aus *Hartwachs* verglichen, die sich zwar mühsam beschreiben lasse, dafür aber das Geschriebene gut bewahre. Auch (*SVF I*, 464), der Vergleich mit einer ehernen Schreibtafel. Ferner (*SVF II*, 39, S. 16) der Nus als ein geglättetes Wachs, das bereit sei, die Abdrücke der Physik und der Ethik aufzunehmen. Zum ganzen Zusammenhang Loenhard Stroux, *Vergleich und Metapher in der lehre des Zenon von Kition*. Phil. Diss. Heidelberg 1985, „Der Wachsiegelvergleich“, S. 51-124 sowie „Der Wachsfigurenvergleich“, S. 124-143.

⁴¹³ Vgl. Aristoteles, *Mem*, 450^a30-^b10. – Hierzu Richard Sorabji, *Aristotle on Memory*, London 1972, sowie Jocelyn Penny Small, *Wax Tablets of the Mind: Cognitive Studies of Memory and Literacy in Classical Antiquity*, London 1997, ferner Mary J. Carruthers, *The Book of memory: A Study of memory in Medieval Culture*. Cambridge 1990, insb. S. 47-58.

⁴¹⁴ Ebenso Erhellendes wie Kritisches hierzu findet sich bei Roland Kany, *Palimpsest. Konjunkturen einer Edelmetapher*. In: L. Danneberg, Carlos Spoerhase und Dirk Werle

Es ist ein stehender Hinweis, dass sich nicht allein die Rechtgläubigen, sondern auch die Häretiker auf die autoritative Schrift berufen, die ihnen anscheinend keinen Widerstand entgegensetzen vermag – hier findet dann auch die *meretrix*-Metapher ihren Hintergrund.⁴¹⁵ Offenbar ist es die Eigenschaft der Passivität, die den Vergleich inspiriert hat – das Wachs ist wohl immer für seine Nachgiebigkeit bekannt gewesen. Zwar findet sich in Quintilians Lehrbuch der Rhetorik, das nach seinem vollständigen Auffinden überaus beliebt gewesen ist, Einiges zu den Möglichkeiten der Bewegung der Nase (*nares*) beim Vortrag (*actio*),⁴¹⁶ doch dass es sich bei dem Bild der Wachsnase gerade um die ‚Nase‘ handelt, dürfte auf den römischen Kult der Ahnenverehrung zurückgehen: Wachsmasken der Gesichter der Verstorbenen wurden im Atrium des Hauses aufbewahrt und bei einem Begräbnis wurden diese Masken getragen, damit die Ahnen *in imagine* teilnahmen. Doch anders als bei Begriffen, bei denen sich wie selbstverständlich ein Ausdruck wie der der *Wachsnase* in zwei Teilbegriffe zerlegen lässt, also in den des *Wachses* und in den der *Nase*, ist das bei Metaphern von vornherein gerade nicht möglich. Zwar verbinden der metaphorische Gebrauch der *Wachsnase* und der *Wachstafel* die Nachgiebigkeit des Wachses, gleichwohl ist die Wachsnasen-Metapher nicht die der Wachstafel, die beide über dieses gemeinsame Merkmal sich identifizieren lassen und so zu einer erweiterten Kontextbildung führt.

Wichtig zu beachten ist das deshalb, weil es den metaphorischen Gebrauch individualisiert und erst so die Kontextbildung zu allem, was Wachs auch bedeutet oder als Komponente enthält, beschränkt und auf diese Weise ebenso großräumige, von der Antike über Descartes bis in die Gegenwart reichende, wie nichtssagende Wachs-Geschichten unterbindet – vor allem wenn man das Problem des

(Hg.), *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*. Wiesbaden 2009, S. 177-203.

⁴¹⁵ Vgl. Albrecht Hagenlocher, *Littera meretrix*, S. 140ff

⁴¹⁶ Vgl. Quintilian, *Inst Orat*, XI, 3, auch 80, 121.

Gleichbleibenden im Wandel dabei zu fassen hat. Descartes macht sich die Eigenschaft der Nachgiebigkeit des Wachses zunutze, wenn er das Bild als Vergleich wählt im Zusammenhang mit der Art der Aufnahme der äußeren Sinne: „in der gleichen Art wie das Wachs seine Figur vom Siegel empfängt“.⁴¹⁷ In den *Meditationes* im Rahmen seiner Argumentation, die über die kritischen Zweifel hinsichtlich der sinnlichen Wahrnehmung zur fundamentalen Differenz von *res extensa* und *res cogitans* führt, nimmt er „z.B. dieses Stück Wachs“: „[...] denn alles, was unter dem Geschmack, dem Geruch, das Gesicht, das Gefühl oder das Gehör fiel, ist ja jetzt [scil. bei der Verflüssigung des Wachses] verändert, und doch es bleibt – das Wachs.“⁴¹⁸ In den Händen Descartes' indes nimmt das Bild des Wachses als Exempel mithin bedrohliche, mit dem Beispiel der Heiligen Schrift parallelisierbare Ausmaße an, wenn es darum geht, wie die externe Wirklichkeit auf unsere Sinne einzuwirken vermag. Verhält sich der *liber supernaturalis* grundsätzlich so wie das

⁴¹⁷ Descartes, *Regulae ad directionem ingenii* [1628, posthum 1701]. Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft. Kritisch revidiert, übersetzt und hg. von Heinrich Springmeyer, Lüder Gäbe und Hans Günter Zekl. Hamburg 1973, Reg. XII, 5 (S. 77); auch 10 (S. 81). – Bei Wolff, *Vernünfftige Gedancken Von Gott, Der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt* [1720]. Neue Auflage hin und wieder vermehret. Halle 1751 (Ges. Werke, I. Abt. Bd. 2. Hildesheim/Zürich/New York 1983), Kap. II, § 107 (S. 55/56) und § 113 (S. 59), dient das Wachs- als Beispiel ebenfalls für Veränderungen und Konstanz. – Für Galen z.B. bedeutet Wahrnehmung ein Geändertwerden, mithin ein Erleiden (*πάσχειν*) und zum Leiden eigne sich Weiches besser als Hartes, zum Wachs bereits *Theaetetus* 191d^{ff}, hierzu auch Raphael Woolf, *A Shaggy Soul Story: How not to Read the Wax Tablet Modell in Plato's Theaetetus*. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 69 (2004), S. 573-604, sowie *Timaeus* 50c, Aristoteles, *De anima*, 424^b17-20. Auch Aristoteles greift auf das Wachs zurück bei der Frage, inwiefern Seele und Körper eins seien, vgl. *De anima* II (412^b5-8).

⁴¹⁸ Descartes, *Meditationen* [1641], *Zweite Meditation*. – Das Wachsbild gehört, während sehr viele andere Bilder bei Descartes vernachlässigt werden, zu den Bildern mit denen sich die Descartes-Literatur bimmer wieder beschäftigt hat, jüngere Beispiele bieten Margaret Wilson, *Descartes*. London 1978, Steven Wagner, *Descartes's Wax: Discovering the nature of the Mind*. In: *History Philosophy Quarterly* 12 (1995), S. 165-183, Amy M. Schmitter, *The Wax and I. Perceptibility and Modality in the Second Meditation*. In: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 82 (2000), S. 178-201, Jorge Secada, *Cartesian Metaphysics. The Late Scholastic Origins of Modern Philosophy*. Cambridge 2000, S. 133-143, vgl. auch Allan Bäck, *Avicenna and Descartes on the Wax Example*. In: Stephen F. Browne (Hg.), *Meeting of the Minds [...]*. Brepols 1998, S.163-178.

Wachs unter dem Sigeldruck der Interpretationen und bleibt er in irgendeinem Sinn nach den verschiedenen Wachsnasen, die man ihm dreht, derselbe? Besitzt sie ihren Charakter als heilig unabhängig von den Veränderlichkeit der interpretatorischen Zugriffe?

Das, was mit dem Bild der Wachsnase negativ aufgenommen wird, die Nachgiebigkeit des Wachs, seine leichte Modellierbarkeit, konnotiert, kann bei anderen Verwendungsweisen unter Umständen entgegengesetzt gesehen. Das geschieht, wenn ein weiterer Aspekt in den Blick kommt.

In seiner stilistischen Anweisung *De copia* sagt Erasmus, dass wir, wenn wir die Regeln sorgfältig ins Gedächtnis einzuprägen hätten und häufiger irgendwelche Themen vornehmen und diese dann so weit wie möglich abwandeln sollten, wozu bereits Quintilian geraten habe,⁴¹⁹ indem er sagte: wie wir auch oft aus demselben Stück Wachs immer wieder andere Figuren bilden.⁴²⁰ Ähnliches findet sich bei Giordano Bruno, wobei es um die Topoi geht, die zwar nur eine äußere Erscheinung besäßen, die aber auf kunstvolle Weise umgestaltet werden könnten: „[...] haud aliter quam ex eadem cera, nunc quidem equi, nunc hominis, nunc turris formam exprimimus.“⁴²¹ Bei Johannes Reuchlin ist nicht der Mensch, der das nachgiebige Wachs in die verschiedenen Formen bringt, sondern in der Natur selbst geschieht das. Die nicht müßige Natur modelliere beständig etwas aus Wachs, mal

⁴¹⁹ Vgl. Quintilian, *Inst orat*, X, 5, 9: „Nec aliena tantum transferre, sed etiam nostra pluribus modis tractare proderit, ut ex industria sumamus sententias quasdam casque versemus quam numerosissime, velut edem cera aliae aliaeque formae duci solent.“

⁴²⁰ Erasmus, *De Duplici copia verborum ac rerum commenarii duo* [1512], I, 9 (*Opera omnia*, I, 6): „Praeceptis diligenter memoriae mandatis, saepius ex industria sententias quasdam sumamus easque versemus quam numeroissime, quamadmodum monet Fabius, ‚velut eadem‘, inquires, ‚cera aliae atqu aliae formae duci solent.“

⁴²¹ Giordano Bruno, *Artificium perorandi traditum a Iordano Bruno Nolano Italo, communicatum a Iohanne Henrico Alstedio*. In: Id., *Opera latine* [...], recenserebat F. Fiorentino. Neopoli 1879, Vol. II/3, S. 327-404, hier S. 396.

ein Pferd, mal einen Löwen und nach dessen Zerstörungen einen Menschen.⁴²² Vor Quintilian ist die Passage in Ovids *Metamorphosen* (XI, 165-172)

Omnia mutantur. Nihil interit: errat, et illinc
Huc venit. Hinc illuc, et quoslibet occupat artus
Spiritus eque feris humana in corpora transit
Inque feras noster nec tempore deperit ullo;
Utque novis facilis signatur cera figuris,
Nec manet ut fuerat nec formas servat easdem,
Sed tamen ipsa eadem est: animam sic semper eandem
Esse, sed in varias doceo migrare figuras.

Zum Hintergrund gehört, dass Zenon gelehrt habe, dass die *οὐσία* begrenzt sei und eine allem Bestehenden gemeinsame materiale Grundlage bilde; sie sei teilbar und unbeschränkt veränderlich: Ihre Teile können sich wandeln, aber nicht so untergehen, dass sie aus dem Zustand des Seienden in das Nichts aufgelöst würden. Wie es bei den zahllosen verschiedenen Gestalten, etwa denjenigen aus Wachs, der Fall ist, so werde seiner Ansicht nach der Grundlage aller Dinge, der Materie, keine Form, keine Gestalt und überhaupt keine Qualität eigen sein, sei sie dennoch ständig mit irgendeiner Qualität verbunden und hänge untrennbar mit ihr zusammen.⁴²³ Auch wenn auf den ersten Blick Ähnlichkeit mit der Metapher der Wachsnase besteht, sind die Unterschiede gravierend: In beiden Fällen spielt die leichte Modellierbarkeit eine Rolle: In dem einen Fall wird etwas zerstört (etwa der wahre Sinn der Schrift), in dem anderen Fall liegt die Betonung der Konstanz beim Wandel. Wenn man daraus eine hermeneutischen Metapher machen wollte, dann etwa in dem Sinn: Der Leser

⁴²² Vgl. Reuchlin, *De verbo mirifico*. In Id., *Sämtliche Werke*, Bd. I,1. Hg. von Widu-Wolfgang Ehlers et al. Stuttgart/Bad Cannstatt 1996, S. 56: „Fingit natura semper, ne sit ociosa, tanquam ex cera modo equum, modo leonem, et eo destructio hominem.“

⁴²³ Vgl. *SVF* I, 88, S. 25. Ferner Max Pohlenz, *Stoa*, Bd.1, S. 80 und S.66, zu Dion von Prusa und dem Mythos der Auflösung der Elemente in das Urfeuer: „Wie ein Künstler Wachfiguren, so schmilzt der Demiurg, der Lenker des Alls, die vier Elementenrosse zur Gestalt eines einzigen um [...] Und jetzt wird das Zeusroß dem Wagenlenker selbst wesensgleich, wird reinsten Feuerglanz und damit zur Seele, zur Vernunft, zur Gottheit.“ Die Stoiker lehrten, dass alle Götter schmelzbar seien, als ob sie aus Wachs bestünden (vgl. *SVF* II, 1049, S. 309)

eines Textes ist Herr seiner Bedeutung, die er beliebig modellieren kann, wobei der Text hinsichtlich seiner makrophysikalischen Eigenschaften konstant bleibt.⁴²⁴

⁴²⁴ Nur erwähnt sei, dass bei Luther die *Wachsnase* mitunter zu „Nase machen“ schrumpft, etwa aus dem Wort Christi eine „Nasen machen“, vgl. Id., Vom Anbeten des Sakramentes des heiligen Leichnams [1523] (*Werke* 11. Bd., S. 431-456, hier S. 434), sowie Id., Wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament [1525] (*Werke* 18. Bd., S. 62-214, hier S. 169).